DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang Berlin, Ende Januar 1929 Heft 1

INHALT

Svend Gade: Hollywood von hinten 1
Victor Wittner: Filmdiven 7
Carlhans Sternheim: Carl Sternheim, der Mensch und Erzieher 9
Karl Tschuppik: Die hundert Familien 12
Matheo Quinz: Margarethe Freifrau v. Coburg (Heiratsvermittlung) 16
Carl Zuckmayer: Grabrede des Clowns auf Vater Knie 20
Signor Saltarino: Genealogie der Familie Knie . . 22
Karl Wolfskehl: Zur Metaphysik des Clowns . . 23
Stéphane Mallarmé: Im Winter 26
Erna Pinner: Die Frau im Orient 28
Alda Gräfin Stradnitz: Die Tänzerinnen Ägyptens 30
Prinz Max zu Hohenlohe: Die Hetären von Tunis 34
Jean-Michel Pal: Le Pacte Kellogg au Panthéon . . 38

Marginalien
Radio-, Bücher-, Musikalien-, Schallplatten-Querschnitt

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einem Holzschnitt von M. Kogan

Herausgeber: H. v. Wedderkop. — Verantwortlicher Redakteur: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Mattheß, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Charlottenstraße 7-8.

Mk. 6.-, 10.-, & 18.-

lippenstift MK 3.50

compact Mk. 2.90

puder Mk. 3.-

„Schönheitswinke von Babette"
Eine hochinteressante illustrierte Broschüre. Verlangen Sie diese in allen einschlägigen Geschäften Gratis.

mon parfum
von
BOURJOIS
PARIS

NIEDERLAGE: BERLIN SW. 68. ALEXANDRINENSTR. 105/106

Ottomar Starke

HOLLYWOOD VON HINTEN

Von

SVEND GADE

Es war vor ungefähr fünfzehn Jahren ein genialer Einfall, den Film nach Hollywood zu verpflanzen. Es wäre vielleicht heute ein ebenso genialer Einfall, ihn von dort wegzunehmen. Der Film brauchte damals vor allem Sonnenschein, und nirgends in der Welt ist das Wetter zuverlässiger als in Hollywood. Heute aber ist der Film nicht mehr in demselben Maße von der Sonne abhängig. Die Glasateliers von damals sind — soweit sie noch stehen — schon längst dunkel gemacht worden. Was der Film von heute benötigt, um zu gedeihen, ist ein geistiges Klima, und das gibt es nun einmal in Hollywood nicht und wird es vielleicht niemals geben.

Es ist meine Überzeugung, daß der amerikanische Film im hohen Maße daran krankt, daß er seine Hauptstadt weit weg in der Welt in einer Wüste aufgeschlagen hat. Los Angeles mit dem dazugehörigen Hollywood ist doch nur eine Provinzstadt, eine riesengroße allerdings, jedoch mit allen Merkmalen einer Provinz. Jeder weiß, was der einzelne tut und verdient, es wird geklatscht, privatim wie in den Zeitungen, das Gesprächsthema ist nur Film, Film und wieder Film, wenn nicht gerade ein Mord- oder Scheidungsprozeß oder sonst eine Skandalaffäre die Gemüter in Bewegung setzt. Los Angeles eben ist nicht eine geistige Metropole wie Berlin, New York oder Paris, aus welcher jeder Einwohner unwillkürlich Nahrung zieht. Hätte der amerikanische Film in New York Fuß gefaßt, wäre sein Gesichtspunkt sicherlich universeller als jetzt, wo ein beschränkter Provinzialismus ihn in selbstgegebenen engen Dogmen erstarren läßt. Die Kultur marschiert nun einmal nicht so schnell wie die Zivilisation — es geht fixer Badezimmer zu bauen als Gedanken. Trotzdem ist die Entwicklung von Los Angeles höchst erstaunlich, wenn man bedenkt, daß dort noch immer Menschen leben, die als Kinder oder Halberwachsene an den Karawanen teil-

nahmen, die vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean in Wagen, mit Ochsen bespannt, zogen, wobei manchmal die Teilnehmer zu Hunderten umkamen, teils im Kampf mit den Indianern, teils durch Schneestürme und Hunger, einzelne wurden sogar, wie bei der sogenannten „Donner-Party", von ihren eigenen Reisegenossen aufgefressen — und in diesem noch vor 75 Jahren wilden Lande ist heute das Hauptquartier einer so weltumspannenden Industrie (oder Kunstgattung) wie der des Films.

Und doch wohnt gerade in Hollywood einer der merkwürdigsten und freigeistigsten Männer Amerikas, wohl nicht ein großer Geist, aber ein origineller Kauz, der frühere Cowboy *Will Rogers*. „Cowboy", das Wort klingt für europäische Ohren so romantisch. Wenige denken daran, daß es einfach „Kuhhirt" bedeutet. Nur sitzt der Kuhhirt im Westen Amerikas zu Pferde und hat das wohlbekannte Kostüm an, mit dem Lasso am Gürtel, richtig wie im Film. Also so ein Kuhhirt war Will Rogers! Dann ging er zum Varieté, wo er die bekannten Tricks mit dem Lasso machte, während er seelenruhig, gummikauend, Witze riß. Seine Witze waren meist politischer Natur und sehr gepfeffert. Er wurde allmählich unerhört populär, und nun hat Will Rogers das Alleinrecht in Amerika gepachtet, überhaupt alles sagen zu dürfen, selbst sonst verpönte bittere Wahrheiten. Er ist einer der höchst bezahlten Journalisten und auch ein populärer Filmstar geworden. Millionär ist er selbstverständlich schon längst. Und doch sieht er immer noch wie ein Kuhhirt aus, ungekämmt und mit hängenden Hosen. Sein barocker Humor ist landbekannt. Vor den Präsidentenwahlen schrieb er z. B. mit Pathos: „Wir Amerikaner werden für Alkoholverbot stimmen, solange noch ein Wähler nüchtern genug ist, um zur Wahlurne zu gehen". Will Rogers ist ein spezifisch amerikanisches Phänomen, sonst aber sind die Geister von Bedeutung, die in Hollywood weilten, meist schnell wieder von dort verschwunden, ohne irgendwelche Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen zu haben. Los Angeles als Stadt gibt eben keine Grundlage einer geistigen Arbeit: es ist weder ein stilles Weimar noch ein aufgeregtes Berlin.

Nun wird man fragen: *Was macht man denn in Hollywood*, welche Anregung bietet die Stadt, wo geht man hin? Ja, wenn man sich amüsieren will, steckt man sich eine Flasche Gin oder Whisky in die Hosentasche und fährt in ein Restaurant oder Klublokal. Es gibt nur drei größere Stellen, wo man hingehen kann, Ambassador-, Roosevelt- oder Biltmore-Hotel. Dort kriegt man ein schlecht serviertes mäßiges Essen mit Eiswasser dazu und tanzt zu den Klängen einer allerdings ausgezeichneten Jazz-Kapelle. Hierbei vermag ich eine Bemerkung nicht zu unterdrücken. Der Berliner scheint nicht zu wissen, was Jazzmusik ist. In Berlin tanzt man nach einem fürchterlichen, ohrenzerreißenden Radau; in Amerikas eleganten Restaurants aber ist der Jazz ein glühendes Träumen, Negermelancholik, Indianerwut, atonal, aber wie Strauß' Salome (Verzeihung) schwül, exotisch, berauschend. Geht man zu einem der großen Diners, bei denen die berühmten Filmmagnaten sich gern feiern lassen, dann sitzt man einen ganzen Abend bei demselben schlechten Essen und Eiswasser und hört Reden zu. Die Amerikaner reden immer und stets von sich selber. Wenn man zwei bis drei Stunden Reden angehört hat, fängt der „Entertaining" an, d. h. engagierte oder wohlwollend mitwirkende Schauspieler, Tänzer, Sänger, treten auf. Man spricht

an einem solchen Abend kaum ein einziges Wort mit seiner Dame oder seinem Tischnachbarn, es wird einfach nicht gestattet, denn man wird immer unterhalten: Reden, wie Vorträge, selbst die langweiligsten, werden mit Engelsgeduld und größter Ruhe angehört. Der Amerikaner kennt und schätzt nicht Geselligkeit, so wie wir Europäer sie pflegen. Wenn wir zusammenkommen, wollen wir einander unterhalten, der Amerikaner aber will fortgesetzt *unterhalten werden.* Konversation in unserem Sinne gibt es nicht, kann es ja auch gar nicht geben, weil doch Gespräche nur durch Meinungsaustausch möglich sind. Meinungen zu äußern, ist aber in Amerika verpönt. Es gehört nicht zum guten Ton, man darf niemals widersprechen, sondern muß alles wunderbar finden, sonst ist man ungebildet oder zumindest ein unangenehmer Mensch. Diese amerikanische Gepflogenheit ist in Hollywood sogar auf die Spitze getrieben, weil ja dort alle Menschen einander kennen und alle mehr oder weniger dem gleichen Berufszweig angehören, weshalb auch jeder Angst hat, irgend jemand vor den Kopf zu stoßen, denn man kann in Amerika niemals wissen, ob derjenige, den man heute als bedeutungslos kritisiert, nicht morgen eine einflußreiche Persönlichkeit ist. Im Hollywooder Filmleben gilt nicht die Tüchtigkeit allein, sondern vor allem die Politik. Man merkt es jedesmal, wenn beim Film ein neuer Produktionsleiter zur Macht gelangt. Dann wirkt es genau wie ein Regierungswechsel. Sämtliche Leute vom früheren Regime fliegen raus, und der neue Leiter nimmt alle seine persönlichen Freunde mit herein. Solche Kabinettskrisen kosten selbstverständlich dem Film viel Geld, denn kaum sind der neue Mann und seine Anhänger am Ruder, so bildet sich eine neue Verschwörung, um die Machthaber so rasch wie möglich mit allen Mitteln zu stürzen.

Hansi Bauer

Es gibt selbstverständlich auch viel Privatgeselligkeit unter den Filmleuten, diese ist, genau wie in Europa, bald langweilig, bald entzückend, gerade wie der Gastgeber und seine Gäste sind. Nur die *Wohnungen* sind anders als in Europa. Höchst selten sind die Häuser in Hollywood mit wirklichem Geschmack eingerichtet. Ich habe Häuser von Millionären gesehen, in denen sich nicht ein einziges wertvolles Bild oder ein einziger wertvoller Kunstgegenstand befand. Die meisten Villen sind im spanischen Stil gebaut, aus Gips über einem Drahtgeflecht — genau wie Filmdekorationen. Sehr hübsch, oft recht kitschig und

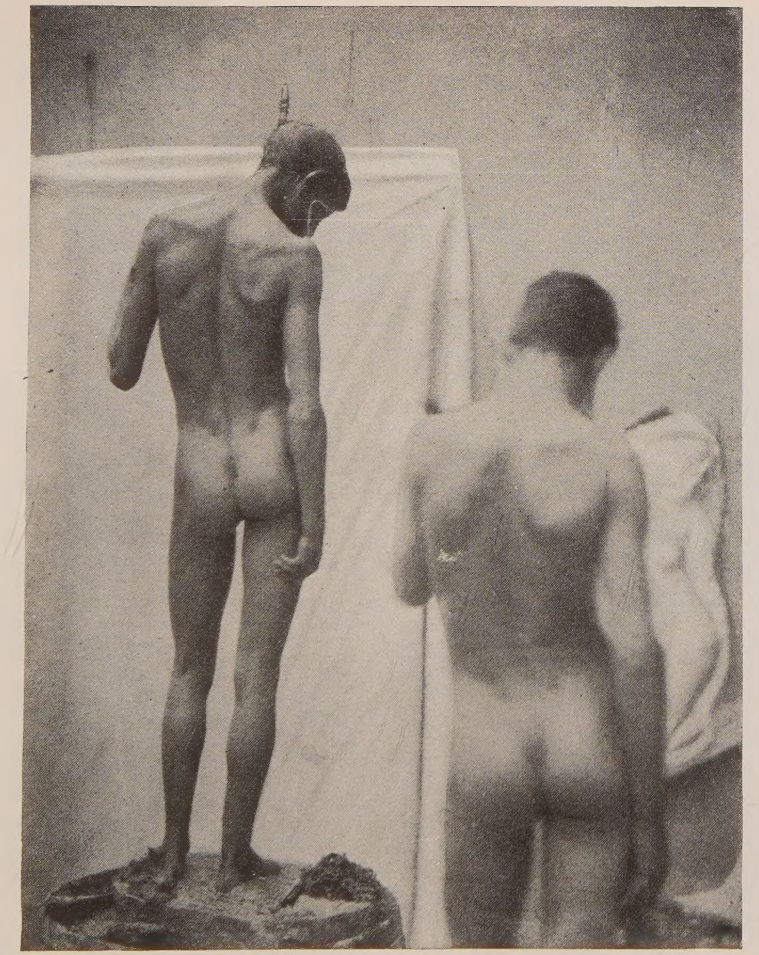
immer ganz Theater. Manche Gesellschaften fangen damit an, daß man die Gäste spät nachmittags zu *Schwimmpartien* einlädt, d. h. zum Baden im großen Gartenbassin. Die Frau des Hauses empfängt dann im Badetrikot. Es wäre ja nicht so übel, wenn nicht leider Gottes selbst in Amerika alle Frauen gleich schön und die Männer nicht auch dort manchmal mit Bäuchen, behaarten Beinen und Hühneraugen versehen wären.

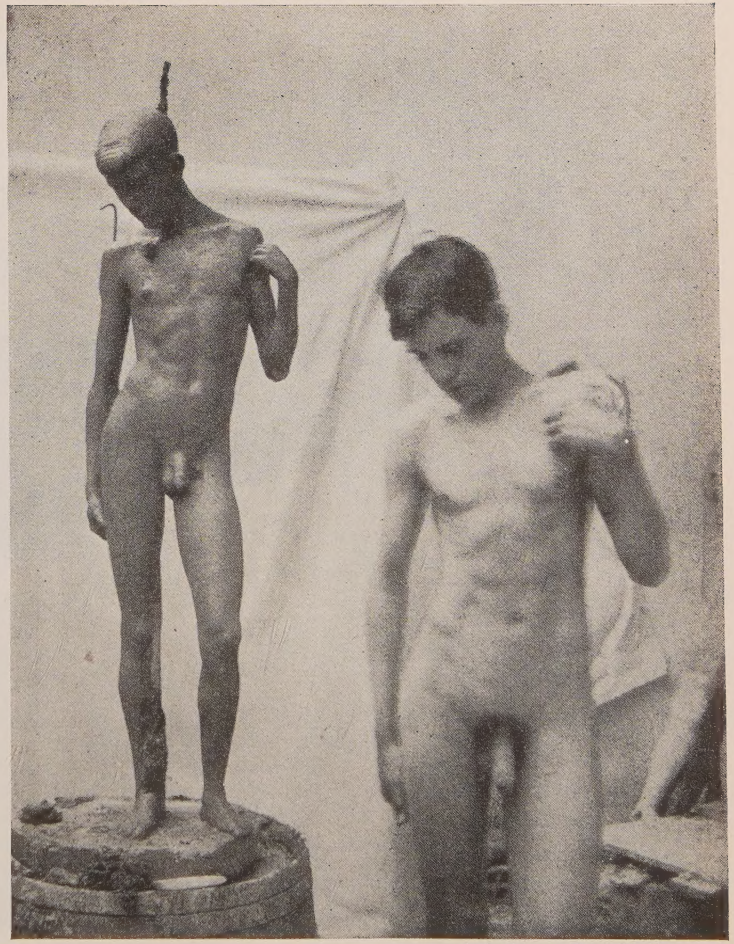
Andere Vergnügungen, wie z. B. das Theater, gewöhnt man sich in Hollywood recht bald ab. Die lokalen Vorstellungen sind nicht gerade großstädtisch, und die oft vorzüglichen New Yorker Aufführungen gelangen meist nur ziemlich abgeklappert nach dem fernen Westen. Einmal im Jahre findet gewöhnlich eine *Grand Opera Season* statt. Dies ist immer ein großes gesellschaftliches Ereignis, und so merkwürdig es klingt, eben deshalb gehen die Filmleute nicht hin. *Die Filmleute, wie Schauspieler überhaupt, gehören nämlich in Amerika nicht zur Gesellschaft.* Die Verhältnisse sind dort ungefähr wie in Deutschland vor etwa 100 Jahren. Der Schauspieler wird bewundert, aber man verkehrt nicht mit ihm. Bei der Grand Opera Season tritt dies ganz deutlich hervor. Die Zeitungen bringen am Tage nach jeder Premiere Bilder aus dem Publikum und eine Beschreibung der Toiletten, die von den prominenten Damen getragen wurden. Dabei wird man aber niemals ein Bild selbst des berühmtesten Filmstars finden, noch erwähnt man irgendeinen Namen vom Film. Die Frauen und Töchter der Öl-, Eisenbahn- und Baumwollmillionäre würden sich das sehr verbitten. Dabei sind ja solche Opernvorstellungen für einen Europäer manchmal sehr komisch. Die Chicago Opera z. B. gastiert mit der berühmten Mary Garden in Los Angeles, das Theater ist voll besetzt, die Herren alle im Frack (der amerikanische Gent trägt nur dann Frack, wenn er in die Oper geht oder wenn er begraben wird). Im Orchester arbeiten die Elektriker noch an der Installierung des Lichts, Tischler und Tapezierer bauen einen Riesenkasten für den Souffleur zusammen, hinter der Bühne wird gehämmert. So vergeht mehr als eine halbe Stunde, dann tritt ein Herr vor den Vorhang und erzählt, daß die Primadonna gerade im Bahnhof eingetroffen ist, sie würde gleich erscheinen, nur noch 20 Minuten Geduld; die Primadonna, erzählt er weiter, ist in glänzendster Laune, gut bei Stimme und sieht reizend aus, sie trägt einen Hermelinmantel, dazu einen Hut aus . . . usw. usw.; sie läßt das Publikum grüßen und sagen, daß sie nie in ihrem Leben so glücklich war wie heute, da sie in Los Angeles, der Perle des Stillen Ozeans, auftreten darf. Große Begeisterung! Der Redner tritt zurück, kommt aber bald wieder, um durch einen neuen Quatsch das Publikum zu beschwichtigen, bis die Vorstellung endlich stattfinden kann, und da das amerikanische Publikum eine unsagbare Lammsgeduld besitzt, gelingt es ihm leicht und vollkommen.

Es gibt aber auch wirkliche Musik-Genüsse in Hollywood: *Freilichtkonzerte*, die in der Welt nicht ihresgleichen haben. In einem Felsenkessel mitten in der Stadt, „The Hollywood Bowl", werden im Juli und August abendliche Konzerte von einem hundertköpfigen, erstklassigen philharmonischen Orchester gegeben. Der amphitheatralische Raum faßt 25 000 Sitzplätze, aber die Akustik könnte auch in einem Saal nicht besser sein. Berühmtheiten wie Bruno Walter, Alfred Hertz, Fritz Reiner und viele andere dergleichen dirigieren. Der Eintritt kostet nach deutschem Gelde nur eine Mark. Absagen wegen ungünstigen Wetters gibt

Propyläen-Kunstgeschichte

Georg Minne, Der Schlauchträger. Bronze. Ausstellung Galerie Flechtheim.





Aufnahmen Graf Keßler, 1907

Aristide Maillol, Der Radfahrer. Die Bronze des Künstlers im Atelier. daneben das Modell Gaston Collin.

Ausst. Gal. Matthiessen

Fritz Huf, Eleonora Duse. Terrakotta

Ausst. Galerie Flechtheim

Georg Minne, Melancholie, Marmor

Louvre, Paris

Edouard Manet, Bildnis des Dichters Stéphane Mallarmé

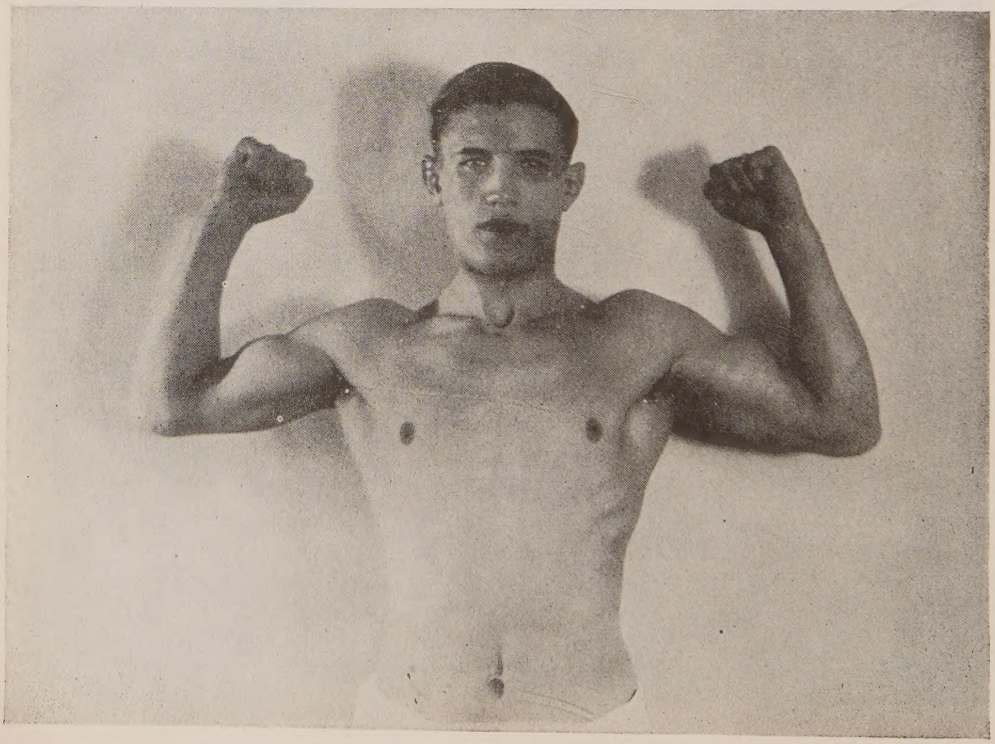


Photo Robertson

Der Boxer Hein Müller aus Köln

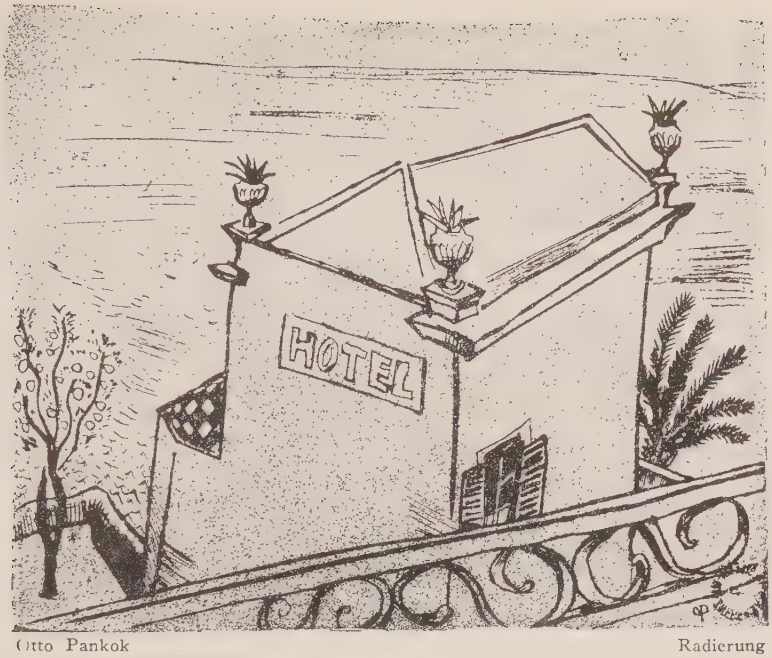
es nicht, denn es fällt bestimmt niemals ein Regentropfen. Man sitzt da unter dem sternenbesäten südlichen Himmel, raucht seine dicke Zigarre und genießt Beethoven dazu. Keine Mücken und keine Fliegen stören den Genuß, denn die Insekten Kaliforniens gehen, sobald die Sonne untergeht, schlafen; warum, weiß ich nicht — aber sie tun es, und es wäre nur zu wünschen, daß ihre europäischen Verwandten die gleiche Sitte übten.

Wenn Touristen nach Hollywood kommen — und sie kommen täglich in Scharen —, fährt man sie in großen Käsewagen durch die Stadt, und vor allen Dingen nach Beverly Hills, wo die ersten Filmstars wohnen. Dort schauen sie sich die netten Landhäuser von außen an, während der Vorführer erklärt, daß hier Tom Mix, Douglas Fairbanks usw. wohnen. Die heiße Sehnsucht aller Touristen bleibt doch, ihr Filmidol in natura anschauen zu dürfen, sie haben sich dies sehr leicht vorgestellt, da sie glaubten, daß in Hollywood auf allen Straßen und Plätzen gefilmt wird, was aber durchaus nicht der Fall ist; es wird weniger in der Öffentlichkeit gefilmt, als z. B. in Berlin. Ihr nächstes Ziel wird deshalb sein, irgendwie in die Ateliers zu gelangen. Das ist nun aber für einen Fremden sehr schwer, falls er nicht ganz besondere Beziehungen hat. Die Ateliers werden heute streng gehütet; noch vor fünf Jahren war es anders. Da konnte z. B. jeder Besucher gegen ein Entree von 50 cents Aufnahmen im Universal-Film beiwohnen. Es ist aber öfters vorgekommen, daß jemand von den Zuschauern sich später über das, was er sah, beschwerte. Amerika ist ja voll von älteren Weibern, die weiter nichts zu tun haben, als für Sittlichkeitsvereine oder Schutzbünde tätig zu sein. Sie schauen interessiert einer Aufnahme zu, um sich vielleicht nachher darüber zu beschweren, daß eine Schauspielerin einen zu kurzen Rock getragen hat, daß der Regisseur in der Erregung ein unparlamentarisches Wort gebraucht hat, daß ein Hund fünf Minuten lang auf den Hinterbeinen gehen mußte oder daß eine Frau Zigaretten rauchte. Und die Gesellschaften müssen solche Klagen einigermaßen ernst nehmen, denn *die Frauenklubs Amerikas haben eine unerhörte Macht*. Man denke nur an *Fatty*, der von einem angeblichen Verbrechen völlig freigesprochen wurde, aber trotzdem niemals später im Film auftreten durfte, weil die Frauenklubs es verboten. Auch *Chaplin* wäre es um ein Haar so gegangen, als ihm unlängst während des Scheidungsprozesses von seiner Frau „Grausamkeit" vorgeworfen wurde: ihm, der schlafen wollte und daher eine betrunkene Gesellschaft von Freunden seiner Frau, die sie um zwei Uhr nachts nach Hause brachte, hinauswarf. Dieser unerhörten Grausamkeit wegen ist auch vom Gericht das Scheidungsrecht der Frau zugesprochen worden, und Charlie hat dafür mit der Kleinigkeit von einer Million Dollar büßen müssen. Den Frauen Amerikas aber war diese Strafe lange nicht groß genug. Chaplin sollte gänzlich vernichtet werden. Und nur durch seine äußerst kluge Haltung — er hat den unglücklichen, sentimentalen Ehemann gemimt — hat sich die Stimmung ihm gegenüber geändert.

Aber außer der interessanten „Immoralitäten" des Ateliers könnten die ehrbaren Damen ja auch manches sehen, was sicherlich einen großen erhabenen und unvergeßlichen Eindruck auf sie machen würde: den Regisseur *Erich von Strohheim* z. B., den früheren österreichischen adligen Offizier, der in Amerika als höchster Experte in allen militärischen Sachen gilt. Das „Von"

sowie die militärische Laufbahn wird von vielen angezweifelt, doch jedenfalls tritt von Strohheim in den Ateliers bei den Aufnahmen als echter Adelssprößling auf: Monokel im Auge, weiße Handschuhe, stramme Haltung. Der verstorbene Giampietro war ein Waisenknabe dagegen. Manchmal spielt er auch mit einem Schwert, so wie *Cecil de Mille* stets mit Gold spielt: dieser hat immer die Hosentaschen voller Goldstücke, die er, während er Regie führt, sinnend durch die Finger gleiten läßt. Auch wird bei seiner Ankunft im Atelier ein besonderer Huldigungsmarsch von der Kapelle gespielt, und allerlei Zeremonien werden getrieben. Es ist überhaupt merkwürdig, wie sicher eine gut ausgedachte Affektation auf das amerikanische Publikum wirkt. So geht der große Bühnenregisseur *Belasco* stets wie ein Priester angezogen, im schwarzen Rock und mit verkehrt geknüpftem Kragen. Sein Schwiegersohn,Morris Gest,Reinhardts,,Oberregisseur', (Supervisor), mimt den verrückten Künstler, trägt eine flatternde Künstlerkrawatte und einen alten breitkrempigen, schwarzen Samthut. Man amüsiert sich auch in Amerika über solche Reklametricks, sie imponieren aber, falls sie gelingen. *Success* ist in Amerika alles. *Was* errungen wird und *wie* es errungen wird, ist verhältnismäßig gleichgültig. Einer ist stolz darauf, daß er aus der Konkurrenz, wer die meisten Apfelstrudel in einer Stunde essen kann, als Sieger hervorgegangen ist, ein anderer hat den ersten Preis für Sommersprossen erhalten. In New York fand kürzlich ein Wettbewerb der häßlichsten Frauen Amerikas statt — die Siegerin wird bestimmt auch sehr stolz gewesen sein. In Amerika will eben jeder um jeden Preis *in die Öffentlichkeit*, vom Dienstmädchen bis zum Filmstar. Privatleben gibt es dort nicht. Da *Pola Negri* über den Verlust ihres geliebten verstorbenen *Valentino* in jedem Interview klagte, wurde es schließlich Valentinos geschiedener Frau zu bunt, und sie versetzte Pola den Todesstoß, indem sie veröffentlichte, daß Valentino ihr in einer spiritistischen Sitzung erschienen sei und energisch erklärt hätte, er sei nie im Leben mit Pola verlobt gewesen noch habe er sie jemals geliebt. Ach, der Valentino! Als er starb, wollte man ihm ein Monument in Hollywood errichten; jetzt, zwei Jahre später, denkt keiner mehr daran. Noch ein paar Jahre, und niemand weiß mehr, wer Valentino war.

Der Ruhm des Filmkünstlers scheint, trotzdem seine Leistungen auch nach seinem Tod bestehen bleiben, noch kürzer als der des Bühnenkünstlers. Wird der sprechende Film etwas daran ändern? Wird die neue Kunstform vielleicht auch an Hollywoods Weltgeltung rütteln? Anzeichen dieser Richtung sind schon vorhanden. Die vor Jahren verlassenen Ateliers der Filmfirmen in New York werden wieder eröffnet, vielleicht aus einem nicht ganz ausgesprochenen Empfinden, daß es notwendig sein wird, näher an die Quelle des amerikanischen Theaters und der amerikanischen Literatur zu rücken. Vielleicht wird dann eines Tages die Märchenstadt Hollywood so verlassen daliegen wie jene unheimlichen Goldgräberstädte, die man immer noch in den Bergen und Wüsten Kaliforniens antrifft: tote Städte mit Geschäften, Hotels, Banken und Postämtern. Die letzten unbestellten Briefe liegen noch da; die Hotelzimmer sind noch möbliert; doch eines schönen Tags war kein Gold mehr zu finden, und die Bevölkerung ließ alles stehen und liegen, um schleunigst an eine andere Stelle zu ziehen, wo neue Goldfunde eine neue Stadt zum Leben erweckten.



Otto Pankok — Radierung

FILMDIVEN

Von

VICTOR WITTNER

I. LAURA LA PLANTE

Mit „entzückend" ist die Erscheinung der Laura La Plante nicht erschöpft, die vor Jahr und Tag noch ein simples Extra-Girl war. Es gibt eine Reihe entzückender Film-Amerikanerinnen. Es gibt Clara Bow, Bebé Daniels, Corinne Griffith ...

Laura La Plante fiel vorerst als Trägerin ihres romanisch-romanhaften Namens und ihres eminent blonden Haars auf. Festzustellen, ob es ganz echt ist, das ist keine Aufgabe für einen Mann: vom Ewig-Weiblichen will er sich hinanziehen lassen.

Laura ist die Blondeste von allen. In ihrer Nähe müßte selbst der Flachs dunkle Farben spielen.

Das Gesicht: es ist nicht süß, es produziert nicht hundertundein Lächeln in der Minute. Die Wahrheit ist, daß Lauras Mundwinkel immerfort von Saurem zucken, das ihr Gemüt produziert. Sie ist gern schlecht aufgelegt und spielt sich mit Verve in die Wut. Um den Mund die Falten sind (wie Weichen) stets auf Weinen gestellt: ein Signal, und der Schluchzerzug kann losplärren!

Sieht man aber näher zu: — sie weint nicht recht. Ihre Augen sparen die Träne. Sie verzieht nur ihren Mund, sofort, wie ein verzogenes Mädel. Was sie vorbringt, hat den Ton der Gereiztheit und setzt das Unrecht voraus, ehe es ihr noch geschehen ist. Sie plärrt wie andre plauschen.

Doch ist Laura nicht verweichlicht, nicht passiv, nein: aggressiv. Sie kämpft wie jede weibliche Frau: mit Geschrei und Gewein, das sozusagen ihre potentielle Energie darstellt, die sich nie erschöpft, mit Zank und Gezeter. Obwohl der Film stumm ist, hört man sie deutlich; denn sie ist eine Künstlerin.

Zuletzt im Lustspiel „Seidene Strümpfe" hat sie es bewiesen. Amüsant waren alle ihre Lustspiele, dieses aber gab ihr eine besondere Gelegenheit zur Enthüllung ihres reichen mimischen Vorrats: in die fließende Handlung ist nämlich eine große Solonummer eingelegt, wie eine Koloratur-Arie, und Laura läßt alle Falten und Farben, Schulter, Arme, Hände, Finger spielen und das Gesicht mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten, um dem Scheidungsrichter zu demonstrieren, wie sie (angeblich) von ihrem Mann malträtiert wurde. Es ist eine aufregende Lügengeschichte, eine Vision verfolgter Unschuld, eine virtuose pantomimische Erzählung. Laura spielt nicht nur ihre, sondern auch die Rolle ihres Mannes: das ist ebenso fesselnd wie amüsant, denn es ist Film-Kunst an sich und zugleich ihre Parodie.

Und bei all dem noch „entzückend"? Reizend, jawohl. Laura La Plante ist der vollendete Typus der Frau, die nicht schön ist, sondern viel mehr: ungebärdig hübsch. Ihre Reizbarkeit ist reizend, ihre Pikiertheit pikant. In ihrem Gesicht geht so viel vor, daß man keinen Augenblick dazukommt, es in Ruhe zu genießen; deswegen aber läßt es den Genießer nicht los. Kaum will man sich ein wenig aufhalten und ausruhen in ihren hellen Grübchen — gleich ist der Teufel los, der darin sich verbarg, und entstellt ihr Gesicht. Das hat aber auch Züge, die in den Faltengleisen laufen können, Züge, die zusammenstoßen und Unglück spielen. Das hat Rasse, Charakter und Schärfe. Vorzustoßen, sind Kinn und Nase ausgebildet. Sie ist nicht wehleidig, sie ist wehfreudig.

Laura lauert auf Streit. Deswegen ist sie immer dramatisch. Aber ihr Mund, wenn er plärrt, wölbt sich schon zum Kuß. Daher ist sie immer anziehend, anmutig. Laura La Plante ist keine Blume; — eine Pflanze.

II. COLLEEN MOORE

Hinter diesem Namen, der mit seinen drei e, drei o breit und einförmig wirkt und eine behäbige Pantoffel-Schlapferin als seine Trägerin erwarten ließe, verbirgt sich, wie man weiß, das zusammengehaltene, springlebendige Persönchen einer berühmten Film-Naiven. Das Persönchen ist eine Persönlichkeit, und von Verbergen kann nicht die Rede sein. Vielmehr erscheint es immer häufiger in allerlei amerikanischen Lustspielen, die, als wären sie von einem Bevölkerungsverein subventioniert, jedesmal mit Heirat schließen. Colleen Moore ist ein kleines, freches Frauenzimmer mit einem charakteristischen Bubenkopf, der ihr ein backfischhaftes Aussehen gibt: sie trägt das Haar wie eine Haube, die ihr die Stirn versteckt und das Gesichterl rahmt. Nett und niedlich ist sie auch, klein und behend, so daß sie nicht gehindert ist, nach rechter Wildmädel-Art herumzustrolchen, einen Baum hinaufzuklettern oder eine fahrende Eisenbahn hinabzuspringen.

Colleen ist hübsch und kann Augen machen. Große Augen, ganz große Augen, Stiel- und Schielaugen, die oft durchgehen möchten. (Dabei soll sie

„im Leben" gar nicht schön sein, sondern ganz unscheinbar.) Aber sie, eine Künstlerin, hat auch den Mut zur Häßlichkeit, wenn es die Charakterkomik verlangt. Einmal sah man sie als Scheuche in dem Filmschwank „Nur keine Hochzeitsnacht". Sie spielte da einen Pensionatsrekruten, der aus Texas kommt und so aussieht wie ein Dienstmädel und so ungeschickt ist wie ein Trampel; aber dann wurde sie von ihren Kollegen in die Arbeit genommen und verwandelte sich bald in die entzückende junge Dame C. Moore. Ein andermal („Mädel, sei lieb") versuchte sie, einen halben Film lang ernst zu bleiben, und statt des Schalks im Nacken saß ihr die Träne im Auge.

Colleen ist sehr drollig, und sie hat viele gute Einfälle; oder sie erwirbt sie, um sie zu besitzen. Sie ist der weibliche Harold Lloyd, arbeitet aber, zum Unterschied von dessen unerschüttertem Gesicht, mit vielem Mienenspiel. Das entspringt vor allem ihren Nasenflügeln, die ewig Abenteuer witternd sich blähen wie windsüchtige Segel. Mitzuckt der Mund, der unablässig zwischen Ja und Nein knittert und sich dann manches Mal für ein Drittes entscheidet. Ist sie gut? Ist sie böse? Will sie weinen? Will sie lachen?

Colleens Gesicht läßt dich im unklaren darüber, und sie hat in der Tat eine mimische Modulation erfunden, die gleichsam durch Halbtonverschiebungen einen reizvollen Zweiklang von beidem zustandebringt, eine bitterlustige, clowneske Kombination, die durch den erstaunt-frechen Blick ihrer aktiven und selbständigen Augen keineswegs aufgelöst, sondern noch mehr kompliziert wird. Doch auch sonst steht ihr eine Grimassenmasse zur Verfügung (neuerdings auch Ernst und Schwermut), die ihr Gesicht überflutet und ihren wahren Charakter hinter mimischer Mimikry verbirgt. Aber ihr wahrer Charakter ist eben die unbändige und übermütige Ausdruckslust, die aus einem Girl einen Quirl macht.

CARL STERNHEIM
DER MENSCH UND ERZIEHER

Von

CARLHANS STERNHEIM

Als kleiner Bub verwechselte ich immer Schriftsteller und Schriftsetzer. Und so erzählte ich denn voller Stolz meinen Spielgefährten, daß mein Vater immer schwarze Hände habe, ja an besonderen Tagen sogar im Gesichte ganz schwarz sei.

Später erfuhr ich dann auch, daß er Theaterstücke schrieb, bei deren Aufführung sich die Leute im Theater prügelten. Das erweckte in mir große Begeisterung. Ich sah ihn in nächtlichen Träumen wie Achill unter den Theaterbesuchern wüten und sein siegreiches Banner im gänzlich geleerten Zuschauerraum wehen. Meine ersten Dichtungen waren denn auch sehr kriegerisch. Ich schrieb einen Roman, der mit Seite 450 anfing und in dem Carl Sternheim ungeheure Heldentaten vollführte und sich am Schluß eines jeden Kapitels schlafen legte, denn er schlief auch im wirklichen Leben viel.

Späterhin identifizierte ich seine Figuren mit unseren Familienmitgliedern. In Christian Maske von Beeskow erkenne ich noch heute meinen Großvater, obgleich der Verfasser des Stückes auf das entschiedenste bestreitet, daß auch nur einer in der Familie die innere Größe seiner erdichteten Gestalten aufweise. Aber ich glaube nichts von dem, was Carl Sternheim über seine Arbeitsweise erzählt. Behauptet er doch, daß er seine Stücke nicht am Schreibtisch, sondern auf Spaziergängen verfasse und daß er bei der Niederschrift der ersten Szene noch nicht wisse, was die zweite enthalten werde.

Eher geben seine Schulhefte Auskunft über die Technik seines Schaffens. Dort sind zwischen mathematischen und anderen Arbeiten im ersten Entwurf schon fertige Dramen enthalten, die aber dann, Szene für Szene, mit rastloser Bemühung um den eindeutigsten sprachlichen Ausdruck ausgearbeitet werden unter Vermeidung abgegriffener Vergleiche und landläufiger Ideologien.

— — — Einmal brachte ich meinem Vater eigene Gedichte, die er gänzlich verlogen fand: „Ihr solltet euch bemühen, auch nur eine Bierflasche anschaulich darzustellen, und ihr würdet bemerken, wie sehr euch jede Beobachtungsfähigkeit abgeht. Bitte, was ist eine Bierflasche?"

Ich: Eine Flasche, in der Bier ist!

Er: Wenn leer, eine Flasche, in der kein Bier ist! Aussehen?

Ich: Braun!

Er (läßt eine Bierflasche kommen und stellt sie auf den Tisch).

Ich (mit einem Blick): Oder grün!

Er: Oder gelb, oder weiß, je nach dem! Ihre Form?

Ich: Rund und hat oben einen Stöpsel!

Er: Kugelrund, kreisrund; und an der Spitze des Kugelkreises oder Zylinderkegels hängt ein Stöpsel?

Ich: Herrgott, flaschenrund ist sie natürlich!

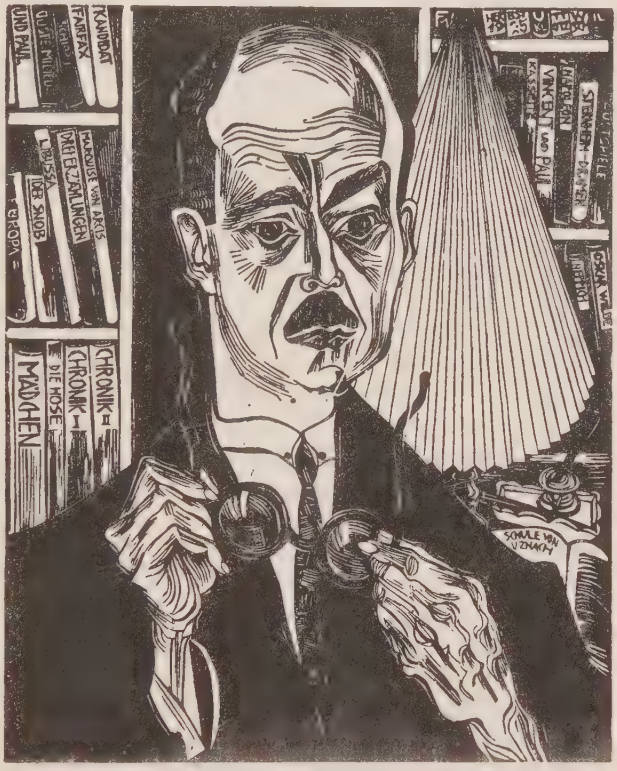
Er (springt erregt auf, daß sein Einglas herabfällt und am Boden zersplittert): Aus dir mache ich einen Journalisten. Bei deiner vollkommenen Unfähigkeit, zu sehen oder Erschautes adaequat darzustellen, wirst du Karriere machen! Raus!

Und ich ging auf mein Zimmer und verbrannte meine Gedichte. —

Man muß es meinem Vater zugestehen, daß er zu jenen Pädagogen gehört, deren Lehren man sich merkt, und wenn er sie auch nur ein einziges Mal vorträgt. Es ist seinen lebhaften Gesten und der Eindringlichkeit seiner Sprache anzumerken, wie erfüllt er von dem behandelten Stoff ist. Allerdings duldet er keinen Widerspruch, keine Unterbrechung, wie denn überhaupt alles, was ihn umgibt, sich in seinen festumrissenen und bis in die kleinsten Details durchdachten Lebensplan einfügen muß. Er ist ein großer Organisator. Seine Reisen, Arbeiten, Vergnügungen sind bis zu geringfügigen Einzelheiten vorbedacht und verlaufen deshalb auch in der Regel gänzlich reibungslos. Ueber allem, was er tut, waltet das Prinzip äußerster Oekonomie. Solange ich ihn kenne, raucht er zwei Zigarren im Tag, eine mittags und eine abends, ißt und trinkt mit äußerster Mäßigkeit, und versichert, daß Maßlosigkeit nicht nur Erfolg im Leben, sondern auch jeden Genuß verhindere. Man versuche nur den geringsten überflüssigen Gegenstand in seinem Hause zu entdecken! Abgesehen

von zahlreichen Bildern, an denen er als Kenner sehr hängt, ist mit Ausnahme einer guten Plastik nichts von dem vorhanden, womit Menschen ihr Heim schmücken. Technische Einrichtungen, Warmwasseranlage usw. sind das Beste, was für einen angemessenen Preis zu erwerben war. Doch sind diese Dinge bei aller Sorgfalt, die er ihnen zuwendet, nicht Gegenstand seiner Bewunderung. Wie für jede Romantik so fehlt ihm auch der Sinn für die Romantik der Technik. Nie spricht er von deren Errungenschaften, da für ihn Technik vollkommen gleichbedeutend mit Handwerk ist; und es wäre doch sinnlos, von Errungenschaften des Handwerks zu sprechen.

— — — Eine besondere Abneigung hat Carl Sternheim gegen Lärm und zwecklose Geselligkeit. In der Nachbarschaft seines Hauses dürfen nach einem besonderen Vertrag mit der Gemeinde Uttwil keine Hühner gehalten werden und Kühe keine Glocken tragen. Gesellschaft erträgt er nur dann, wenn er sich für einen Teil der Beteiligten geistigen Gewinn verspricht. Er gibt keine Almosen und gewährt seine Hilfe nur dem, von dem er annimmt, daß er sich in der richtigen Weise helfen läßt. Das hat ihm von mancher Seite den Vorwurf des Geizes eingetragen, den er lächelnd erträgt. Den einzigen Vorteil seines Reichtums sieht er in der Möglichkeit, sich für seine Arbeit an seinem Werk und an sich selbst isolieren zu können.



Conrad Felixmüller — Carl Sternheim (Holzschnitt)

So steht er in einer Gesellschaft von Menschen, die sich auf der ständigen Flucht vor sich selbst, auf einer Jagd nach Sensationen, Genüssen und Emotionen befindet, ziemlich einsam da, gewiß kein Moderner, eher ein Repräsentant des achtzehnten Jahrhunderts. Revolutionär zwar, aber nicht Demagoge, kein Verfechter der „neuen Sachlichkeit", aber ein geborener Vertreter jener alten Sachlichkeit, die ihm schon den Beinamen eines Grand-Seigneurs eingetragen hat.

DIE HUNDERT FAMILIEN

Österreichische Gesellschaft gestern und heute

Von

KARL TSCHUPPIK

„Wir herrschen nicht; die andern dienen."
Marquis Botta D'Adomo.

An dem Tage, da die österreichische Republik den Adel abschaffte, sprach ein Wiener Chauffeur zu mir: „Wir brauchen die Prädikate nicht, bei uns ist jeder ein heimlicher Baron." So dachte man in der Stadt des exklusivsten Adels. Das rebellische Element im Wiener ließ ihn nicht vergessen, daß er seine Lebensart, die Vor- und Nachteile seines Wesens vom Adel empfangen hatte. Die Stadt war lange Zeit das Anhängsel des Hofs gewesen; die Wiener Gesellschaft, mit dem Hof als Mittelpunkt, bis in die mittlern Jahre Franz Josephs eine reine Adelsgesellschaft; der herrschende Adel selbst, zum Unterschied von andern Ländern, eine Erfindung und Züchtung der Habsburger. Der Hof schuf zu seinem Stil die eigene Aristokratie. Der alte Herren- und Ritterstand in Böhmen, Mähren und Schlesien, hart und eigenwillig, hatte sich der Gegenreformation widersetzt. Er ist vernichtet oder vertrieben worden. An seine Stelle rückten die Schwarzenberg und Thun, die Waldstein, Liechtenstein und Nostitz, Silva-Tarouca, Auersperg und Wratislav, Sternberg, Lobkowitz, Kinsky, Colloredo-Mansfeld und Mensdorff-Pouilly. Die neuen Familien kamen zum Teil aus den Erbländern, aus Oesterreich, Steiermark und Tirol, zum Teil waren es altösterreichische Geschlechter wie die Starhemberg, Wolkenstein, Attems und Windisch-Graetz, die katholisch geblieben waren; viele von ihnen Staatsmänner, Generale und Oberste im Dreißigjährigen Krieg, darunter aber auch Adel aus aller Herren Ländern, Deutsche, Franzosen, Belgier, Schotten, Niederländer, Portugiesen. Die Clam-Martinitz, Bouquoy, Clam-Gallas, Rohan, Coudenhove, Deym, Schönborn, Dietrichstein, Schlick und Salm sind während der langen Kriegszeit zu Ruhm und Ansehen gelangt. Sie wurden mit den Latifundien der Entrechteten entlohnt. Auf der Prager „Kleinseite", am Fuße der alten Königsburg, bauten sie ihre Paläste. Dort waren sie die Herren; in Wien dienten sie der Majestät. Maria Theresia zog auch die Polen und Ungarn heran, vom polnischen Adel die Sapieha, Potocki, Lanckoronski und Wodzicki, vom ungarischen jene dem Erzhause treu gebliebenen, mit Land und Leibeigenen reich dotierten Familien Andrássy, Degenfeld, Apponyi, Károlyi, Batthyány, Pallfy, Esterházy, Pallavicini. Aus diesen Geschlechtern der verschiedenen Nationen formten sich die „hundert Familien".

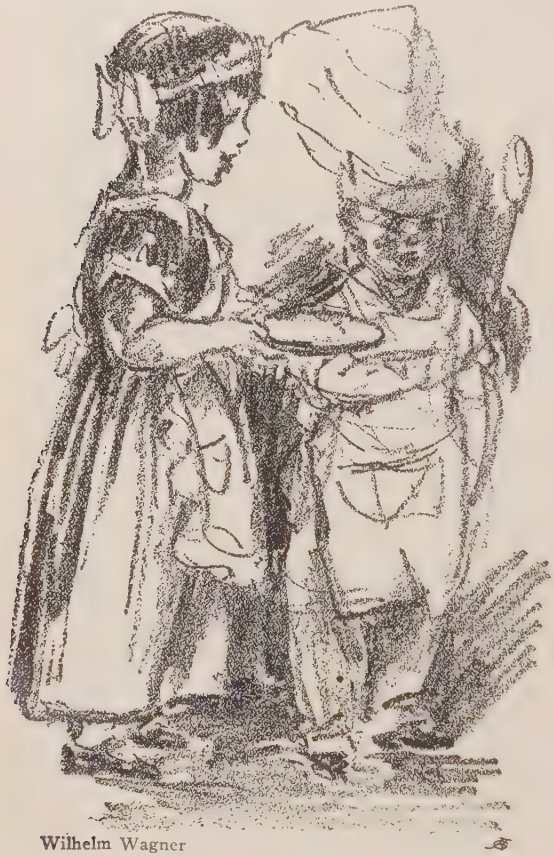
Sie sind, wenn man dem Grafen Keyserling glauben darf, die formvollendetste Züchtung gewesen. So innig verwandt sie untereinander wurden, so streng schlossen sie sich nach außen ab. Sie gaben Wien, sie gaben dem Staat, der Armee das Gepräge. Noch bei Solferino wurden fünf der sieben Korps vom Hochadel kommandiert: von Liechtenstein, Clam-Gallas, Schaffgotsch, Schwarzenberg, Stadion. Unter ihnen gab es keinen Strategen — auch das legendäre Genie des Generalissimus Schwarzenberg, der bei Leipzig kom-

mandierte, wird mit Recht angezweifelt —, aber die besten Reiter, die scharmantesten Kavaliere. Und: die schönsten Frauen. Die geschichtliche Rolle dieses auf großem Reichtum aufgebauten Adelskreises kann gar nicht überschätzt werden. Seine Vorherrschaft im Staate war so überragend, daß zeitweise alle hohen Stellen ihm gehörten. Viele Mitglieder der großen Familien, wie Felix Fürst Schwarzenberg, dessen Roman mit der schönen Lady Ellenborough die Erinnerung an seine staatsmännische Tätigkeit überdauert hat, war General und Diplomat, je nach Passion und Laune. Nicht anders Alexander Graf Mensdorff-Pouilly, der Minister des Auswärtigen im „Drei-Grafen-Kabinett" Mensdorff-Esterházy-Larisch; gestern Kommandeur einer Kavallerie-Division, übernahm er heute die auswärtigen Geschäfte. Man ließ sich aber auch die hohen Stühle der Kirche nicht entgehen; zwei der Prager Fürst-Erzbischöfe kamen von der Kavallerie: Fürst Schwarzenberg und Graf Skrbensky. Die Kavallerie war die Vorschule jeder Karriere; ihre alten Regimenter, in allen Kriegen, auf den entlegensten Schlachtfeldern bewährt, der Stolz der Armee. Hier dienten neben den Sprossen der großen Familien ganze Geschlechter niedern Adels internationalen Ursprungs. Einzelne Regimenter, wie die berühmten „Achter-Kürassiere" (Dampierre), nachher „Savoyen-Dragoner", die Hessen-Dragoner, die Regimenter „Lothringen", „Sachsen", „Ferdinand", „Fiquelmont", „Bayern" hatten eine stolze Ahnengalerie. Die Andrisal, Caramelli, Kavanagh, Minquiz, Batté, Martigny, Mengden, Rabutin, Trenz, Wimmercaty, Kroyher, Biloa, Seenus, Sterpin, Bezard, Henny, Gorizutti, Barco, Dillen, Ballayra, Baudot, Laurenzin, Bartolossy, D'Ayassasa, Ravizza, Pziencadada waren alter österreichischer Kavallerieadel. Es gab Familien — wie Mercy — mit der Tradition, auf dem Schlachtfeld zu sterben. Baron Franz Mercy fällt im Treffen bei Allersheim (1645), der Bruder Caspar bei Freiburg (1644), der Sohn Franzens bei Ofen (1686); der Enkel Claudius Florimond Graf Mercy endet als Kommandeur der Dampierre-Kürassiere in der Schlacht bei Parma (1734). Voltaire hat das Schicksal dieser passionierten Kavalleristen in einem Satze verewigt: „Je ne sais pas quelle fatalité, ceux qui ont porté le nom Mercy, ont toujours été aussi malheureux qu'estimés".

Vom siebzehnten bis tief ins neunzehnte Jahrhundert gab es keine andere Gesellschaft als die hundert großen Familien mit den Trabanten des Militäradels. Ihre Sonderstellung ruhte auf dem streng formulierten Begriff der „engern Hoffähigkeit", die diesen Männern und Frauen zu eigen war. Die Wächter, die den ausgezeichneten Kreis von der übrigen Menschheit schieden, waren der Obersthofmeister und dessen Stab. In den letzten Jahren Franz Josephs versah dies Amt Fürst Alfred Liechtenstein, der vollendetste Kavalier seiner Zeit, nach ihm Fürst Montenuovo, der Enkel Marie Luisens. Mit den beiden Namen ist das freigebige und großsinnige Mäzenatentum verknüpft, das die Bühnen des Hofs, „Burg" und Oper, zu den edelsten Kunststätten der deutschen Nation erhob. Man hat es vergessen, daß es Fürst Montenuovo gewesen ist, der über Gustav Mahler schützend seine Hand hielt, als die kleinherzig gewordene Residenz und ihre kleingeistig-bösartige Kritik dem größten musikalischen Genie nach Wagner die Freude an der Arbeit vergällte. Dieser Adelige war frei von jener unduldsamen Gesinnung, die später, unter republi-

kanischer Flagge, Richard Strauß vom Pulte der Oper vertrieb. Montenuovo kannte kein Vorurteil des Geistes; unerbittlich blieb er nur als Hüter des Zeremoniells. Er verteidigte es, strenger als der Kaiser, auch gegen die Mitglieder des Herrscherhauses. Als Franz Ferdinand seinen Willen durchsetzte und die unebenbürtige Frau zum Altar führte, sprach Montenuovo das Wort vom „Willen zur Selbstvernichtung". Er hat dem tiefsten Haß des Thronfolgerpaares standgehalten. Selbst vor den Särgen der beiden blieb er hart: er verschloß ihnen das Tor der Kapuzinergruft.

Die Barrière, die den niedern Adel und das Bürgertum vom Hofe und den hundert Familien trennte, war unübersteigbar. Im Laufe der Zeit aber hatte sich die sogenannte „zweite Gesellschaft" gebildet, ein Kreis aus geadelten Beamten, aus Offiziersadel und einigen in Wien altansässigen Familien reicher Kaufleute und Finanzmänner. Diesem Kreise bürgerlicher Wohlhabenheit war die beste Blüte des deutschen Oesterreich, die Altwiener Kultur, das Wiener Biedermeier, entsprossen; eine Blume des Herbstes, in den späten Tagen einer Zeit gewachsen, die dem Bürger nur eine Geistesfreiheit zweiten Ranges, die Freiheit in allen unpolitischen Lebensdingen gestattete. Die Unfreiheit im Politischen setzte sich in die Freiheit der Privatleidenschaft um. Solche Zeiten sind den Künsten hold; die Musik, der Spätling jeder Kultur, kommt zur vollsten Reife. Der Zauber am Rande zweier Zeiten, zwischen Vormärz und Liberalismus, war die große Erbschaft des Absolutismus. Die Briefe und Tagebücher aus dem Lebenskreise Grillparzers und Lenaus geben ein Bild dieser Gesellschaft, ihrer sordinierten Lebensfreude, ihres heitern Pessimismus und der vertieften Stimmung des Abschiednehmens.



Wilhelm Wagner

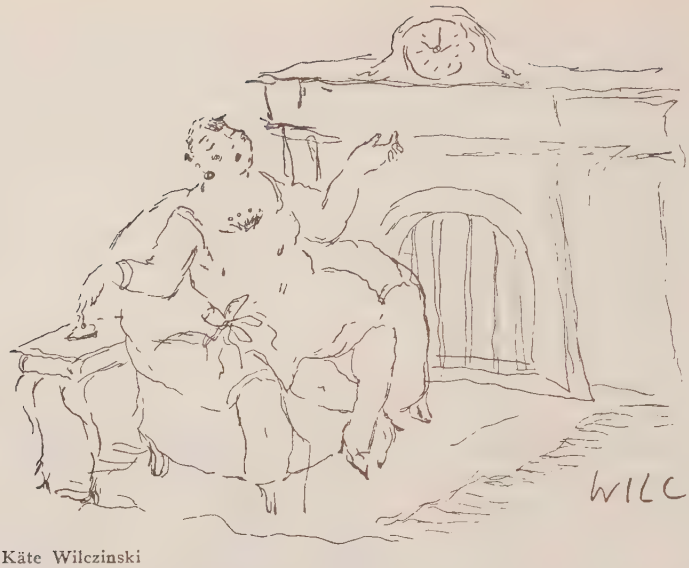
In der Blütezeit des Liberalismus, in den Jahren des industriellen Aufschwungs hat die „zweite Gesellschaft" ein neues Gesicht bekommen. Auf der Ringstraße erstanden die Paläste der Finanzdynastien Rothschild, Todesco und Springer, der Wiener und Schey, Königswarter und Epstein. Die neue Macht, die fortan eine nicht unbedeutende Rolle spielte, kündigte sich in Prachtaus-

gaben an. Ihr Geschmack war von dem des Adels, auch von der Art des Wiener Biedermeier sehr verschieden, dennoch blieben die adeligen Lebensformen das ideale Vorbild. Die neuen Schichten der industriellen und handeltreibenden Gesellschaft wurden von dem Ehrgeiz getrieben, sich den vorbildlichen Formen anzupassen. Die Geldwelt saß in den Logen, sie ließ die schönsten Pferde und Karossen durch die Hauptallee des Praters galoppieren, sie baute Villen und Sommerpaläste, gleich jenen, die adelige Geschlechter einst vor den Toren Wiens errichtet hatten. Die Bankiers wurden Großgrundbesitzer; mit der Eroberung der Glaubensfreiheit hatte man auch die freie Bewegung der Güter erobert.

Diese „zweite Gesellschaft" Wiens hat von den Gründerjahren bis zum Ende des Reichs manche Erweiterung erfahren, sie wurde größer, reicher; in ihrem Wesen aber blieb sie unverändert. Eine Vermischung mit dem Hofadel hat es nie gegeben. Man traf einander in der „Burg", in der Oper, in der Freudenau, dem Flachrennplatz der Wiener, man saß nebeneinander bei „Sacher", bei „Demel" und im Nachtlokal; man kam auf dem glatten Parkett des „Hofballs" (nicht dem „Ball bei Hofe", der etwas anderes war) zusammen; man konnte illegitimen Kontakt gewinnen — die alte Barrière blieb. Es gibt nur *eine* Familie der zweiten Gesellschaft, die in dem ersten Kreise Aufnahme fand: die Familie Rothschild. Einer der vier Söhne des Hauses, Eugen Baron Rothschild, wurde Reiteroffizier im nobelsten Regiment der Armee. Seither war es der Ehrgeiz aller Wiener Finanzfamilien, einen Sprossen als stolzen Kavalleristen zu sehen (zumindest in der Reserve).

George Grosz

Der Untergang Oesterreichs und die Degradierung Wiens zur Hauptstadt eines kleinen Landes haben die genau hundert Jahre alte, ehedem „zweite" Gesellschaft völlig zerstört, nicht aber die vor dreihundert Jahren geborene Hofgesellschaft der österreichischen Aristokratie. Die berühmten hundert Familien verloren an Reichtum, Macht und politischer Geltung; ihr sozialer Zauber, ihre Ausschließlichkeit — von einzelnen Absplitterungen abgesehen — sind geblieben. Das Kunstwerk aus Fleisch und Blut hat den politischen Bau überlebt.



Käte Wilczinski

MARGARETHE, FREIFRAU VON COBURG
(HEIRATSVERMITTLUNG)

Von

MATHEO QUINZ

Ein Groom in violetter Livree öffnet. Sein Scheitel ist tadellos gezogen, die Knöpfe blitzblank. Seine Manieren adrett. Er zelebriert die Anmeldung mit einer an Reinhardtsche Regiekunst gemahnenden Delikatesse und übernimmt den Mantel mit einer Hochachtung, als ob *er* der glückliche Page wäre, dem es vergönnt ist, seinem König den Krönungsmantel von den Schultern zu streifen. Leichter Parfümduft und Waffen an den Wänden des Vorplatzes erhöhen die Weihe des Empfangs. „Frau Baronin lassen bitten, sich einen Momang im Salon zu gedulden."

Hier sind alle Möbel vergoldet, so eine Art Louis XVI., alles ganz neu. Noch ein Tabourett, und noch ein Hockerchen, und noch ein Konsolchen und noch ein Fauteuilchen, alles Gold. Ich schaue in den Spiegel — auch als Reporter will man ja schließlich einen guten Eindruck machen — und sehe mich graziös an einen der Stühle gelehnt, genau in der Pose, in der unsere Eltern vor 40 Jahren an ebensolchen Goldmöbelchen photographiert worden sind. Diese Grazie scheint in der Natur dieser Möbelchen zu liegen, auf deren Sitzen sich Blumen und Schäferpaare herumtummeln. Auf zwei kleinen Stühlen allerdings thronen würdig, die Lehnen und Sitze überragend, zwei große Sofakissen aus Samt und Seide, die mit ehrfurchtgebietenden Wappen geziert sind. Ein drittes Kissen liegt auf dem Boden als Unterlage für ein Straußenei. Ein ovaler Salontisch, eine goldene Bronze, „Nackte Tänzerin", eine Vase mit Kunstblumen, das Porträt eines alten Herrn mit viel Würde im Vollbart und dem schönen Vornamen Theophil (man erkennt sofort, daß es sich hier

nur um einen Fürsten handeln kann) und unter allem und an allem Spitzendeckchen in jeder Größe und Machart; und siehe da, da sitzt ja auch ein Püppchen und starrt die Porzellan-Chinesen an, die, weil alle Gold-Konsolchen von Hunden, Katzen und Muscheln besetzt sind, oben auf dem Ofen aufgestellt sind. Ich wage es nicht, mich auf so viel Gold zu setzen, wage nicht auf dem Parkett zu gehen. So beklommen also ist es den Kandidaten ums Herz, die diesen Vorplatz zum Ehehimmel betreten. Auch habe ich furchtbare Angst, eines von den Porzellantierchen herunterzuwerfen, die auf den zierlichen Gold-Etageren herumwimmeln.

„Darf ich bitten...!" Die Dame des Hauses! Sie trägt ein erdbeerfarbenes, ausgeschnittenes und ärmelloses Kleid, mit Goldborte besetzt, fast könnte man sagen, ein Abendkleid. „Gegründet 1912" hat doch auf dem Türschild gestanden? Sie ist jung für eine Geschäftsfrau mit 15jährigem Jubiläum, denke ich mir, sie ist das, was man in Wien mollert nennt, und blond, sehr blond, und am Busen trägt sie eine Krone als Brosche, neun Zacken, und auf jeder Zacke eine Perle. Kaum kommt dadurch die mit Perlen und Brillanten besetzte Plaque, die ihren Hals schmückt, zur Geltung. Mit dem Brillantring weist die Baronin auf die beiden Klubsessel beim Ofen des Herrenzimmers, und nun sitze ich also auf dem Platz, dessen Leder die Heiratskandidaten aus eineinhalb Jahrzehnten weich gesessen haben, und das Interview kann losgehen:

„Eigentlich bin ich ja gegen solche Sachen in der Presse, man könnte meinen, daß ich für mein, ich kann wohl sagen eingeführtes Unternehmen, Reklame machen will. Kommt ja gah nich in Frage. Die Freifrau von Coburg kennt man! „Querschnitt"? Kenne ich nicht. Man kann ja nicht alles kennen. Richtige Gesellschaftsblätter wie „Junggeselle" und „Elegante Welt" kennt man natürlich. — Was soll ich Ihnen nun sagen? Das ist doch ganz einfach mit meiner Sache. Alles Beziehungen. Gott, bei meinen Beziehungen! Da ist das gar kein Kunststück. Man braucht uns heute mehr als je. Natürlich muß man, wenn man eine Ehevermittlung in Anspruch nehmen will, vor allem die Mittel haben, um es sich leisten zu können. Es gibt ja noch andere Institute dieser Art, aber bei mir ist nur prima Gesellschaft. Schuster und Schneider... kommt ja gah nich in Frage. Man muß eben wissen, ob man bei Aschinger essen will, oder bei Adlon. Wie es bei mir ist, das sehen Sie ja schon an der Aufmachung... Aber selbstverständlich kommen viele Herren aus Berlin zu mir. Wieso? Na sehen Sie mal, ein feudaler Mann, z. B. ein Generaldirektor von einer Gesellschaft: der hat den ganzen Tag zu arbeiten und abends hat er seine feste Freundin, wann soll der dazu kommen, sich nach einer passenden Partie umzusehen? Hat ja gar keine Zeit dazu, nöch wahr? Na sehen Sie! Da sagt er sich: „Gehst mal ran bei der Freifrau von Coburg, die hat schon die Beziehungen. Und da gehst du auf Nummero sicher und weißt, woran du bist." Die Gesellschaften von früher gibt es eben ganz einfach nicht mehr und auf einen Ball geht man doch heutzutage nur um zu flirten. Nöch wahr?

Vor dem Krieg war es für einen Mann natürlich viel leichter zu heiraten, natürlich ein früherer Offizier, der gut aussieht und einen Titel hat, der hat

es immer noch bequem. Aber so im allgemeinen will eine Frau heute einen Mann heiraten, der etwas hat und etwas ist. Das gibt es heute nicht, daß eine reiche Dame einen Mann heiratet, nur um einen Mann zu haben. I wo. Wer heute Geld hat, der will wieder zu Geld. Aber umgekehrt, sagen Sie mir nur junge Damen aus erster Familie mit tadellosem Ruf und gebildet und hübsch, die bringe ich alle unter, jede Woche ein paar. Die Dame braucht nicht einen Pfennig zu haben, nicht einmal ein Brautkleid. So was kommt alle Tage vor und solche Vermittlung ist mir auch die liebste, weil da dann auch meist gezahlt wird; das ist nämlich das Schlimme bei uns, daß wir keinen einklagbaren Anspruch haben, da ist eine Lücke im Gesetz. Wieviel die Provision ist? Na *selbstverständlich* drei Prozent vom erheirateten Kapital. Auch Liegenschaften usw. *Selbstverständlich* drei Prozent! Aber man kann es nicht einklagen, das ist das Schlimmste daran. Und soviel Vorschuß kann ein Herr gar nicht zahlen, daß man seine Spesen herein hat. Denken Sie mal, die Annoncen, was die verschlingen. Und da ist noch kein Büro dabei, und die Aufmachung! Wenn man dann eine prima Sache vermittelt hat, und dann die Provision nicht bekommt, das ist natürlich eine schwere Schädigung. Kommt vor, so etwas, kommt vor! Natürlich bei mir selten, bei meinen Kreisen und meinen Beziehungen! Kommt aber vor! Wenn aber ein Herr eine arme Dame gefunden hat, ganz wie verlangt, dann zahlt er meist gern. Das ist ja dann auch keine Provision, sondern sozusagen eine honorige Anerkennung, sozusagen gesellschaftlich, par discretion.

Lotte B. Prechner

Wie lange so eine Vermittlung dauert? Gott, das geht meist schnell. Wenn ich eine Sache übernehme, dann weiß ich auch, daß ich sie machen kann. Sonst sage ich gleich nein. Natürlich wird man auch manchmal zuerst getäuscht, aber man lernt eben und weiß dann schon, wen man vor sich hat. Und dann erkundigt man sich auch. Und dann die Beziehungen! Da muß man die Herren nicht nur nach der Krawattennadel beurteilen, man muß auch unter die Krawatte sehen."

„Frau Baronin sind eben eine selten lebenskluge Dame," wage ich einzuschalten.

„Na ja, wo käme man denn auch hin, wo man doch keinen klagbaren Anspruch hat."

„Mit den Herren vom Land ist es etwas anders als mit denen in der Stadt. Da kommt es natürlich oft vor, daß ein Gutsbesitzer lieber heiratet, als daß

er fremdes Geld aufnimmt. Das geht dann ganz von selber und ist sehr gesucht. Aber das gibt es nicht, was in den Witzblättern steht: *Wie* sie aussieht ist mir ganz schnuppe — wenn sie nur Pinke-Pinke hat. Und wenn ich mal so 'ne Dame habe, gehe ich nur ungern ran; man ist doch auch Mensch, Sie verstehen? Und die Väter, die so schlankweg zwei Millionen hinlegen, nur damit die Tochter einen Mann bekommt, die gibt es nur in den Inseraten gewisser Firmen.

Künstler und Künstlerinnen haben gar keine Chancen, das heißt, wenn sie nicht eine Position haben. Nur um einen Künstler zu heiraten, bemüht sich heute keine reiche Frau. Eher noch ein höherer Beamter, das geht. Und Musterkollektion, da irren Sie sich sehr. Alles direkt, alles durch Beziehungen! Ich weiß schon was jeder will. Wenn jemand zu mir kommt, dann ist das wie beim Arzt. Den fragt man ja auch nicht, was er nun mit einem machen wird. Aber natürlich muß ich immer selbst da sein. Jeder will die Freifrau von Coburg selbst sprechen. Das ist wieder wie beim Arzt.

Margarete Hammerschlag

Und im übrigen ist das bei mir jedesmal verschieden, wie sich die Sache abspielt. Oft bin ich gar nicht dabei, wenn sich die beiden kennenlernen. Warum denn auch? Einer weiß durch mich über den andern Bescheid. Und denken Sie, wie bequem das ist, wenn nun die Sache nicht zur beiderseitigen Zufriedenheit ausfällt, dann ist es gar nicht peinlich abzusagen, das besorge ich persönlich. Nur verlange ich, daß sich die Herrschaften schnell entscheiden, damit man weiß, woran man ist. Ich vermittle doch keine „Bekanntschaften", verstehen Sie. Kommt ja gah nich in Frage!"

Und der Finger mit dem Brillanten drückt auf die Klingel, die Audienz ist beendet; denn im Salon ist die Türe gegangen.

„Besuchszeit täglich von 11 bis 7 Uhr," lächelt die Dame des Hauses mit einem Blick zur Salontüre, und zaubert eine Art mütterlichen Lächelns auf ihre Pausbäckchen.

Im Vorplatz steht schon der Page, meinen Mantel mit weitgespreizten Armen bereithaltend. So bequem ist mir noch niemals in meinen Mantel geholfen worden.

GRABREDE DES CLOWNS AUF VATER KNIE*)

Von

CARL ZUCKMAYER

Der alte Knie, letzter Repräsentant einer ehemals weitberühmten Artistenfamilie und der wandernden Seiltänzerprinzipale überhaupt, ist gestorben. Die kleine, armselige Wandertruppe, deren Führer er war, und für die sein Tod den Ruin bedeutet, kommt bei Beginn des letzten Aktes vom Kirchhof zurück, in lächerlichen, schlecht sitzenden Trauerkleidern, die von einem befreundeten Gerichtsvollzieher aus dem Pfandhaus ausgeliehen wurden. Sie haben auf dem Kirchhof skandalisiert, weil der Pfarrer ihnen verboten hatte, dem alten Knie die zerbrochene Balancierstange mit ins Grab zu legen. Nun halten sie, zwischen ihren aufbruchbereiten Wagen, ihre eigne Trauerfeier. Es spricht Julius Schmittolini, ein Clown von 65 Jahren, der schon beim Vater und Großvater des alten Knie gearbeitet hatte.

Julius: Schluß, un Amen. Jetzt liegt de Vatter im Grab, — un mir sin all hier beisamme, — un da is sei Stang, — und hier is sein Schirm, — un dort is sein Wage — — *(Er zögert einen Augenblick, dann geht er, der Eingebung folgend, rasch zum Wagen des Vaters, holt das Namensschild auf „Halbmast" herunter, lehnt die Stange dagegen, steckt den Schirm darauf, macht sich den schwarzen Flor vom Aermel und hängt ihn darüber.)*

So. Jetz kommt emal her un hört emal all zu. Was der Pfarrer gesagt hat, das war en dünne Wind, der is zum ein Ohr reingange un zum andern wieder raus un hat noch nit emal gepiffe. Woher soll ers denn auch wisse, — wenn er sei Lebtag im Pfarrhaus hockt un Daume lutscht, — da kann er vielleicht die heilig Schrift von vorwärts un von rückwärts auswendig bawwele bawwele bawwele, un deshalb weiß er noch lang nit, wo Gott wohnt, geschweige denn, was hinne un was vorne is, oder am Ende gar von der Kunscht un vom Wage un von de fahrende Leut, da geht ihm einfach jedweder Ahnimus ab, un das kann ma auch von niemand nit verlange, der was nit in sich hat wie sei Flachse oder sei Wirbelsäul. Aber unsereins, — auch wenn ma nix besonderes worde is im Handwerk, als wie ein alter Wurschtel mit scheppe Füß, un wenn ma sich nur grad sei fuffzig Jahr durchs Lebe un durchs Programm durchgewurschtelt hat, so hat ma doch die Ohrn gespitzt un die Augäpfel verdreht un allerlei aufgeschnappt un eingesehe, was die andern Leut nit wisse un nit zu wisse brauche, — so wenig wie der Storch weiß, warum die Frösche lebe, oder de Frosch vom Mücketanz versteht. Denn der frißt se einfach auf un denkt sich nix dabei. Un so gehts auch mit uns, — nur daß mir wenig Mücke sin, un die ganze Welt voll Frösch. Ihr Kinner, — wie Ihr da steht un guckt, — so hab ich Euch meistenteils auf die Welt komme sehe, un viel anders seid ihr nit

*) Aus dem im Propyläen-Verlag erscheinenden Seiltänzerstück „Katharina Knie" von Carl Zuckmayer.

Photo Carlo Schrecker

Prinz Otto Windisch-Graetz

Fürst Zdenko Lobkowitz

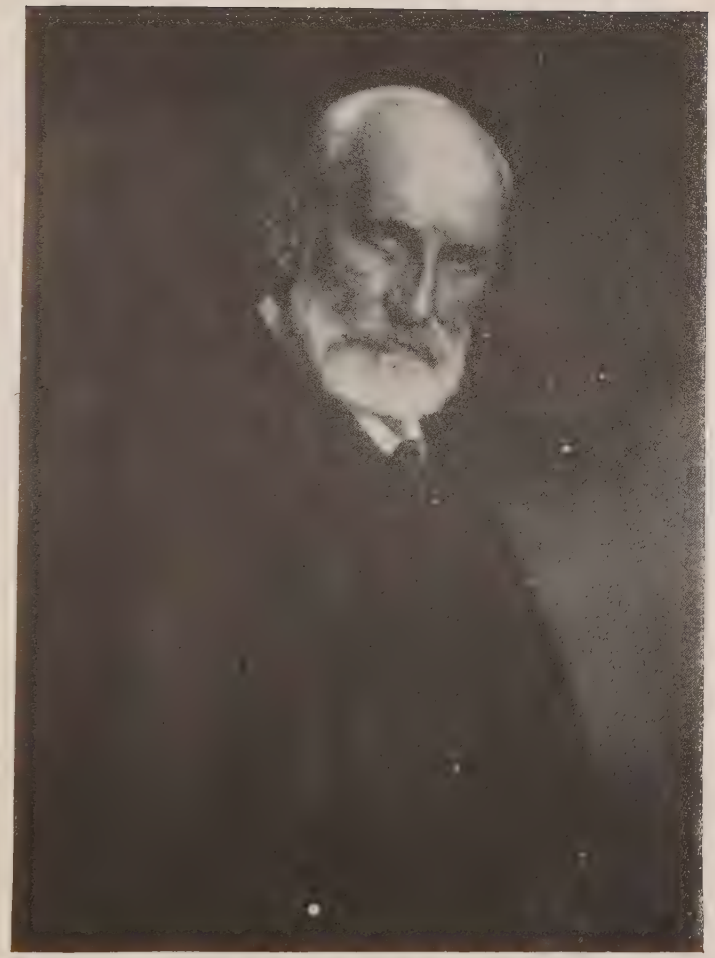


Photo Kosel Wien

Fürst Johann von und zu Liechtenstein

Photo Hugh Cecil

Miriam Rothschild, eine Enkelin des ersten Barons Rothschild

Ernst Deutsch, der den k. u. k. Rittmeister Barna spielt

Photos Elli Marcus

Oskar Homolka, der diese Charge niederlegte

Photo Widmann

Kapellmeister Hans Schmidt-Isserstadt

Photo Ruth Asch

Der Dichter Philippe Soupault

Paul Whiteman, Svend Gade, Doris Kenyon

geworde, seit Ihr gezahnt habt un gekrische, un seit Euch der dumme August als still geschuckelt hat, un Ihr habt en an die große Nase gepatscht un habt en manches Mal über de Aermel genäßt. Un so is es auf der Welt, daß ma bleibt was ma is, — un was eim schon bestellt is, eh daß der Vatter auf die Mutter kommt, — un seht Ihr, da könnt Ihr laufe so weit Ihr wollt, da bleibt Ihr doch immer hänge an der große heimliche Nawwelschnur, die kann kei Hebamm nit abzwicke un kein Doktor nit wegschneide. Die gängelt Euch durchs Lebe, so lang Ihr hüppt un springt, — un wenn mir emal verfalle, dann schnurrt se uns zurück, viel weiter als mir glaube, an alle Großvätter und Großmütter vorbei un grad bis zu Adam un Eva, — un dort fängts von vorne an. Un so mir wisse, daß der Vatter jetz unterwegens is auf dere schöne Reis, da laßt uns emal bedenke, wo dran der überall vorbeikommt, un was er zu sehn kriegt in einer Tour wie durch en kleines, blankes Wagefensterchen. Un da sieht er de Franz Adam Knie, der war noch en Himmelreichsmann, der erste von dem mir wisse, — un dann sieht er de Otto Knie, der hat in Thüringen vorm Napoleon seilgetänzelt, un da hat ihn der vom Kriegsdienst freigelasse un hat ihm all sei Pferd wieder geschenkt, die warn schon militärisch requiriert gewese! Un dann sieht er die Nina Knie, die so berühmt war wie die Mademoiselle Adeline un so schön wie die Cléo Mérode, aber schon mit fünfunzwanzig Jahr de Geist hat aufgewwe müsse, infolge eines rostige Nagels und ihrer dünne Haut. Ja, damals hat ma noch gesproche von uns weit und breit im ganze Land, un wenn einer en große Sprung gemacht hat oder en neue Schwung oder en verzwickte kitzliche Uebergang, das war halt noch e Sach, die hat zum öffentliche Lebe gehört wie Kaiser, Fürscht un Bettelmann, un da war es auch e Lust zu lebe, weil ma gewußt hat, daß ma jemand is in der Welt un nit nebeher läuft, wie so en fortgejagte struppige Köter, dem schon en Fußtritt zu viel Ehr antut. Un was der Vatter war, der wo jetzt nit mehr is, und all sei ganzes Lebe mit all seine viele Fahrte kreuz un quer, da hat er manchen Kinnstoß einstecke müsse un manche Nas voll Blut erunner schlucke un manchen Genickschlag überdauern, denn ihn hats schon in die böse Zeit hineingebore, wo uns immer höher zum Krage naufgestiege is, daß ma kaum noch de Kopp drüwwer halte konnt, un wo jetz überläuft un sammeschlägt und nit mehr zu wehre geht. Laßts Euch heut sage unner seliem Schild, wodrauf noch dem Vatter sein guter Name steht, das wird jetz bald ganz herunnerfalle und nit mehr Sinn un Wert behalte wie so e Stück vermorschte Bretterzaun. Denn seht Ihr, was nutzt die schönste Trommel, wenn se keiner schlägt, un was is de beste Seiltänzler, wenn ihm keiner zuguckt? Das is wie e Rad ohne Achs, un wie e Brill ohne Glas, un wie e Blatt am kranke Baum, das fällt vom Stengel un verfault im Dreck. Da wird vielleicht mancher sage: Macht mehr Reklam un lernt neue Stückcher un geht mit der Zeit wie alle annern! Aber derjenige versteht halt nix von der Sach, über die er spricht un weiß nix von Wasser un Mühl. Du kannst mit der Zeit gehn, un Du, un Du, und jeder einer von uns kann durchkomme un weitermache un braucht sich nit aufzuhänge. Aber mir all zusamme, un unser alte rechte Sach, das hat jetz ausgespielt un hat kei Luft un kei Quell un kei Wurzel mehr, un da gibts nix wie einpacke un 's Maul halte, un denke, daß alles wiederkommt auf dere Welt, un daß der ewige Jud nit aufhört, um die Erd zu laufe, un daß en tote Hund

nit mehr is wie en tote Maulwurf. Der Vatter, der is noch grad mitte durchgange un hat nit rechts noch links geguckt, der is nit mitm Strom geschwomme, aber de Strom mit ihm, un hatn grad noch getrage un uns all auf sei breite Buckel, bis zum heutige Tag. Wenn Dem einer gesagt hat, es wäre e größeres Wunder, daß ma *ohne* Draht spreche un singe kann, als daß ma *aufm* Draht hüppe un tänzle kann, — da hat er nur gelacht un hatn Salto geschlage. Uns aber allesamt, uns stickt das Lache in der Kehl, un deshalb sin mir geliffert! Was mir heut ins Grab gelegt hawwe ohne Stang und Schirm, das war nicht der alte Knie, das war die ganze große Seiltänzlerei —! Mit uns is aus, — un jetz gehn mir saufe! Komm Herzblättche, avanti!

GENEALOGIE DER FAMILIE KNIE

Von

SIGNOR SALTARINO

Knie, Friedrich, Gründer der berühmten Seiltänzer-Genealogie gleichen Namens, geb. 1784 als Sohn des Militärarztes Dr. Friedr. Knie in Erfurt, studierte in Innsbruck Medizin, ging mit einer Kunstreiterin durch, gründete eine eigene Gesellschaft mit 14 Pferden, verlor dieselben in der Schlacht bei Jena, wurde daher Seiltänzer und reiste nach Beendigung des Feldzuges nach Innsbruck zurück. Hier lernte er die schöne Baderstochter Antonie Staufer kennen, entführte dieselbe aus dem Kloster und verheiratete sich mit ihr im Jahre 1807. Knie kämpfte mit Andreas Hofer in Tyrol, machte die Völkerschlacht bei Leipzig mit, durchzog als Seiltänzer ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz und starb 1850 zu Burgdorf, Kanton Bern.

Knie, Rudolf, geboren am 14. Juli 1808 zu Gr. Könnern, verheiratet mit Anna Maria Novack aus Brünn, gestorben am 7. Dezember 1860 zu Freiburg in Baden.

Knie, Georg, geboren 1810, wurde im Alter von 17 Jahren geisteskrank und starb in einer Heilanstalt zu Halle.

Knie, Adelh., geboren am 10. Oktober 1814 in Plauen, heiratete den Seilkünstler C. Würtz-Féron und starb am 24. Februar 1857 zu Neuwied.

Knie, Carl, geboren 1811 in Groß-Meseritz, heiratete Marie Stauding vom Zirkus Hinné und starb am 23. März 1858 in Neuwied.

Knie, Franz, geboren 1816, arbeitete 1895 noch als 79jähriger Mann auf dem großen und kleinen Seil und hat 34 Kinder.

Knie, Ludwig, Carl, Clara, verehelichte Blondin, Marie, verehelichte Futelais: Kinder von Carl. Fanny Adelheid, verehel. Würtz-Féron, hatte fünf Kinder: Heinrich, Hermann, Elise, Franz und Rudolf.

(Aus dem Artisten-Lexikon, Düsseldorf 1895.)

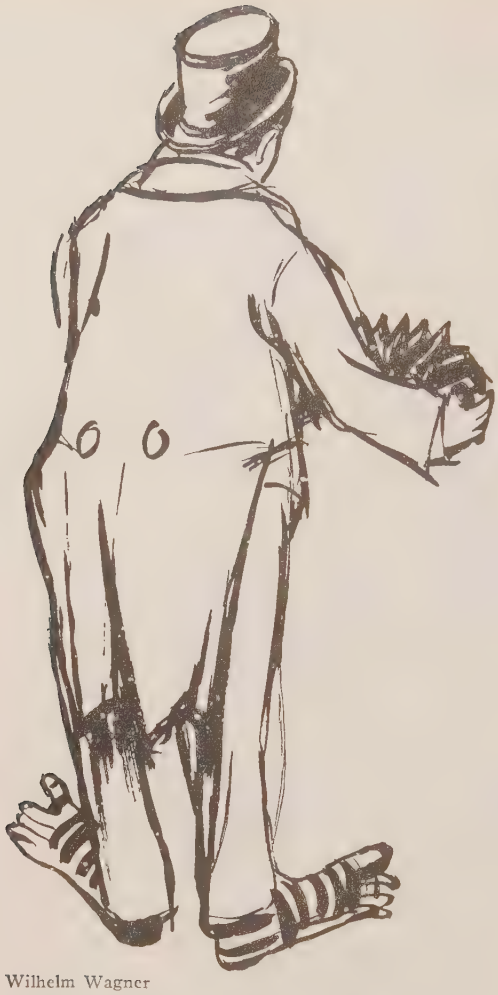
George Grosz

GEGENSPIELER
ZUR METAPHYSIK DES CLOWNS

Von

KARL WOLFSKEHL

Man hat es immer ruhig hingenommen, selbstverständlich gefunden, daß der Clown nie allein auftritt, stets in anderer Darbietungen einbezogen ist, sie illustriert, verhohnagelt, verklumpt oder aber Zwischenstück ist, überleitet, Atem schöpfen läßt, die Spannung zerlöst, „Pause" ist, ein Sichstrecken, ein Gliederschlenkern des überreizten Interesses. Selbst in unserer, die alten Grundordnungen zerschlagenden oder verquirlenden Zeit ist der Clown niemals eine Einzelnummer, sondern was er von alters war: unheimliches, mehr und mehr zur Vormacht strebendes Element, Mitläufer und Beiwerk: Diese Stellung im schaustellerischen Kräftespiel nimmt ihm natürlich nicht das mindeste an Rang, Wichtigkeit, Wirkung.



Wilhelm Wagner

Nicht nur, weil erst durch den Clown Leistung und Art der Nichtclowne der tragenden Nummern deutlich werden, was an sich schon recht viel wäre: Piedestal, Fingerzeig, menschgewordenes „Hier". Sein Sinn, seine Absicht wachsen weit darüber hinaus, und der geniale Clown wird zum vielfältigen, buntzerrissenen Schlagschatten der Größe selbst, des Pathos selbst — moralisch gesprochen des Wichtignehmens, der geschwellten Könnerbrust. So ist er gewissermaßen Größe von unten, Schönheit von der anderen Seite, olympisches Achselzucken. Und gehört unbedingt „dazu". So wie Thersites, der Urclown Europas, in dem homerischen Heldensaal notwendig figuriert, wie ihr Mut seine Feigheit, ihr Hochgehaben sein Gegrinse, ihr Edelvers seine Lästerungen, ihre Manneswürde seine Knickebeinigkeit als Gegenbild erzeugen, wie die griechische Tragödie aus ihrem Triptychon von Würde und Kothurn das Satirspiel gewissermaßen ausstößt, so ist es geblieben, über Shakespeare hinaus, mit närrischem Zwischenspiel auf Brettern und Manegen. Freilich, der juristische, logisch sondernde, falsche Stilismus hatte für Theater in den letzten Jahrhunderten vieles verdorben und mit dem berühmt-berüchtigten Verjagen des Hanswurst von der Schaubühne dieser das lebendige Gefüge zerbrochen, die Tragödie traurig und die Komödie gähnig gemacht, indem er aus ihnen „Einzelgattungen" herauspräparierte. Aber der hl. Gott-sei-bei-uns (und Goethe, der den Schalk voll tiefsten Wissens in die himmlischen Heerscharen einreihte) sei Lob und Preis: an der anderen großen Schaustätte, am Zirkus, war das Freie, das Allseitige, das runde Spiel der Kräfte nicht also zu verstümmeln. Im Zirkus und bei allem Zirkushaften, überall wo es Glanznummern, Kraft- oder Gewandtheitsbetätigungen gibt, Lächelnde oder Kühne im Stofflichen selber, überall da hat der Clown sich erhalten, wird der Stoff ebenso glanzvoll nicht überwunden, das Ziel genau so grandios verfehlt vom Gegenhelden — der fast noch besser, noch hinreißender

nicht kann, als der andere kann. Der fast noch prächtiger vom Schulroß purzelt, als der edle Kunstreiter oder die linienstolze Dame sich wippend darauf wiegen. Der alles gründlich verkehrt macht, aber so gründlich, daß er die Leistung nicht etwa aufhebt, sondern umkehrt, umkippt, ein ungeheures Minus daraus macht und so als negative Größe die Darbietung zum wirklichen, Licht wie Schatten umfassenden Gesamtspiel herausschält, somit vollendet.

Und dies ist bezeichnend, fordert heraus zum Nachdenken: war in früheren Zeitläuften das Clownische nur ein Ausläufer, ein Anhängsel innerhalb des Gesamtbildes, ein Thersitisches unter so vieler heldischer Pompositat, das Tröpfchen gewissermaßen an der Herrschernase des Göttervaters Kronion: heute hat es sich ausgewachsen, es ist ihm beinahe so gut ergangen wie dem Schatten, dem Schlagschatten in Andersens Märchen, der zunächst als treubescheidener Diener und Mitläufer seines Besitzers selbständig geworden ist, im Verlauf dessen Weltstellung und Bedeutung in sich saugt, so daß zum Schluß der Mensch seines eigenen Schattens Schatten wird, und als solcher sich kümmerlich weiterfristet. In unserer von allem Betonten, allem Sonderheldischen zweifelnd oder bös abgekehrten Zeit wachsen auch an dieser Stelle die Gegenmächte, Gegenspieler ins Rießenmaß. Die grotesk Einzelleistungen verspottende oder ganz aufhebende Spiegelung und Brechung im Clownischen hat jezt um so mehr die Lacher, die Versteher, ja die ewigen Mächte selber für sich.

Die Genialität des Clowns ist zweifellos im Wachsen, seine alte Typik belebt und erweitert sich nach allen Seiten. Schon hat das Clownische übergegriffen in Schrifttum und bildende Kunst, darf viel vom Künstlerischen, vom Sozialen, vom sittlichen Gewissen der Zeit in Anspruch nehmen. Auch dies ein Symptom des Abendwerdens, wo die Schatten länger werden, des wunderbaren Grauens vor dem Ende. Der über-, bald vielleicht allmächtige Clown, die immer selbständiger werdende Kehrseite steht heute gigantisch aufgetürmt, spreizbeinig im dunklen Fluß des Geschehens von Ufer zu Ufer gestemmt wie der Sage nach im Altertum der gewaltige Erzkoloß des Apoll von Rhodos.

Rudolf Großmann

IM WINTER

Von

STÉPHANE MALLARMÉ

I. DIE PFEIFE

Gestern habe ich meine Pfeife gefunden, ich träumte dabei von einem langen Abend mit schöner Winterarbeit. Fort mit den Zigaretten und allen kindlichen Freuden des Sommers in die Vergangenheit, die von sonnenblauen Blättern und leichten farbigen Stoffen noch strahlt, und meine würdige Pfeife hervorgeholt, als ernster Mann, der lange ohne Störung rauchen will, um besser arbeiten zu können. Doch auf die Ueberraschung war ich nicht gefaßt, die mir diese Verlassene bereitete; kaum hatte ich den ersten Zug getan, vergaß ich meine großen Bücher zu machen; verwundert, gerührt, atmete ich den letzten Winter, der wieder da war. Ich hatte die treue Freundin seit meiner Rückkehr nach Frankreich nicht wieder angerührt, und ganz London, London, wie ich es erlebt hatte in seiner Gesamtheit, für mich allein vor einem Jahr, ist mir wieder erschienen. Zuerst die teuren Nebel, die unser Gehirn einmummeln und dort drüben einen ganz besonderen Geruch haben, wenn sie zum Fenster hereindringen. Mein Tabak roch nach einem düsteren Zimmer, mit Möbeln von Kohlenstaub bedeckt, auf denen sich die magere schwarze Katze wälzte; auch nach den großen Feuern und der Magd mit den roten Armen, wie sie Kohlen aufschüttete, und dem Geräusch dieser Kohlen, die aus dem Blecheimer in den eisernen Korb herunterfielen, morgens — wenn der Briefträger an die Tür klopfte mit doppeltem feierlichem Schlag, der mich aufleben ließ. Durch das Fenster habe ich wieder diese kranken Bäume des verlassenen Square gesehen — habe die hohe See gesehen, die ich in jenem Winter so oft durchquerte, schlotternd auf dem Deck des Dampfers, vom Staubregen durchnäßt und schwarz vom Rauch — mit meiner armen, verirrten Geliebten im Reisegewand, einem langen grauen Kleid von der Farbe des Straßenstaubs, einem Mantel, der feucht an ihren kalten Schultern klebte, und einem dieser Strohhüte ohne Feder und fast ohne Bänder, die die reichen Damen bei der Ankunft fortwerfen, so sehr haben sie von der Seeluft gelitten, doch die von den armen Geliebten noch für sehr viele Sommer umgarniert werden. Um ihren Hals war das schreckliche Tuch geschlungen, das man schwenkt, wenn man sich Lebewohl für immer sagt.

*

II. WINTERSCHAUER

Diese Stutzuhr aus Meißner Porzellan, die nachgeht und dreizehn schlägt, unter ihren Blumen und ihren Göttern, wem hat sie gehört? Denke dir, daß sie auf langen Fahrten mit der Postkutsche ehemals aus Sachsen gekommen ist.

(Seltsame Schatten hängen an den blinden Fensterscheiben.)

Und dein Venezianerspiegel, tief wie eine kalte Quelle, in einem Ufer von entgoldeten Wappenschlangen, wer hat sich darin betrachtet? Oh, ich bin sicher, daß mehr als eine Frau in diesem Wasser die Sünde ihrer Schönheit gebadet hat; und vielleicht sähe ich eine nackte Erscheinung, wenn ich lange hineinblickte.

— Böser, du sagst oft schlimme Dinge . . .

(Ich sehe Spinnweben oben in den großen Fenstern.)

Unsere Truhe ist auch sehr alt: sieh, wie dieses Feuer ihr trauriges Holz rötet; die verblichenen Vorhänge haben auch ihr Alter, wie die Bezüge der ihres Glanzes beraubten Sessel, und die alten Stiche an den Wänden, und alle unsere altertümlichen Sachen. Scheint dir nicht auch, daß selbst die Bengali und der blaue Vogel mit der Zeit ihre Farbe verloren haben?

(Denke nicht der Spinnweben, die oben in den großen Fenstern zittern.)

Du liebst dies alles, und darum kann ich bei dir leben. Hast du, meine Schwester mit dem Blick von ehemals, nicht gewünscht, daß in einem meiner Gedichte die Worte vorkämen: „der Reiz der verwelkten Dinge?" Die neuen Gegenstände mißfallen dir; sie machen dir auch Angst mit ihrer schreienden Aufdringlichkeit, und du würdest das Bedürfnis in dir fühlen, sie abzunutzen, was sehr schwer ist für Leute, die die Bewegung nicht lieben.

Komm, schließe deinen alten deutschen Almanach, worin du aufmerksam liest, obwohl er vor mehr als hundert Jahren erschienen ist, und die Könige, die er angibt, alle tot sind; und auf den alten Teppich gelagert, den Kopf an deine barmherzigen Knie gelehnt und in dein blasses Kleid, o stilles Kind, werde ich stundenlang zu dir sprechen. Die Fehler sind nicht mehr, und die Straßen sind leer, ich werde dir von unseren Möbeln erzählen . . . Du bist zerstreut?

(Diese Spinnweben beben oben in den hohen Fenstern.)

Uebertragen von August Brücher.

Erna Pinner

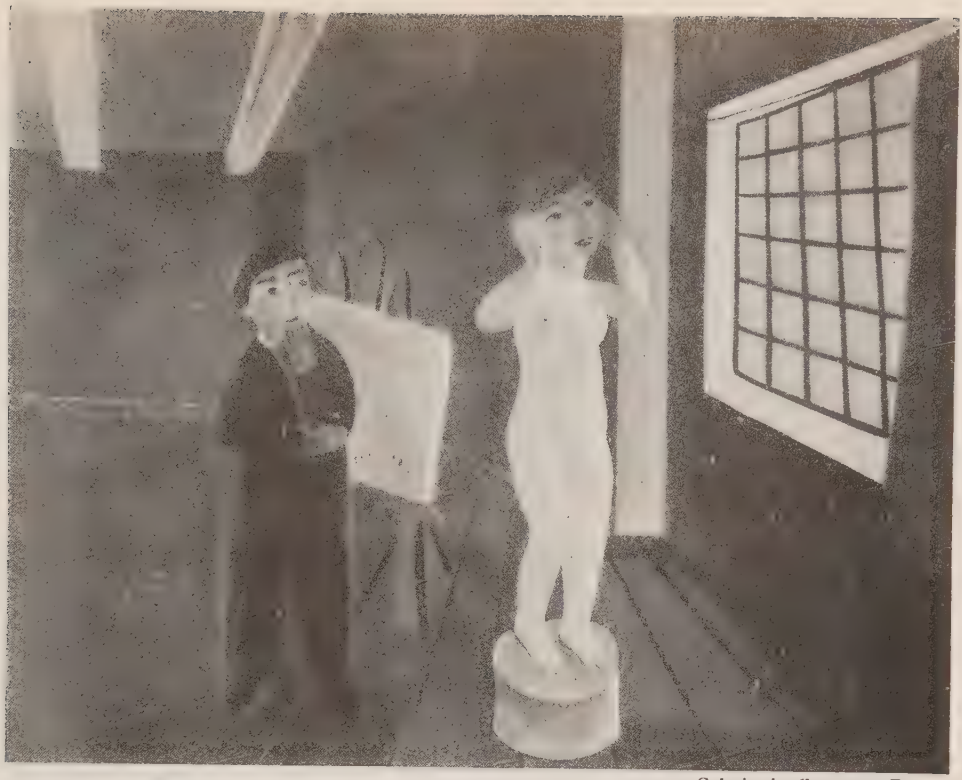
DIE FRAU IM ORIENT

Von

ERNA PINNER

Im heutigen Nachkriegseuropa herrscht ohne Zweifel ein embarras de richesse an reizvollen Frauen. Diesem Angebot steht von seiten der Männer statistisch eine geringe Nachfrage gegenüber. Börsenmäßig gesprochen ist der Mann Geld und die Frau Brief in Europa.

Im Orient ist die Situation umgekehrt. In Bagdad kommen zum Beispiel in der englischen Kolonie auf 200 Herren etwa 30 Damen der Gesellschaft. In diesem Höllenklima, 36 Autostunden von Damaskus in die Wüste, ist, wie mir nicht nur die Frau eines hohen englischen Offiziers dort versicherte, „the most wonderful place" in der Welt für eine Lady. Was bedeutet auch gegen solche zahlenmäßigen Chancen des Flirts die Notwendigkeit, infolge der Hitze und des alles wie mit Schimmel überziehenden gelben Wüstensandes, der Wechsel von mindestens drei weißen Waschkleidern pro Tag? Einundzwanzig in der Woche und vierundachtzig im Monat! Was bedeutet der sichere Erfolg einer weder jungen noch reizvollen Frau gegen die fatale Einrichtung, um vier Uhr morgens aufzustehen, um bis zehn, wenn die große Hitze kommt, bereits geritten, Tennis gespielt und den Haushalt absolviert zu haben, oder ab Mai nachts auf dem Dach unter dem Moskitonetz zu schlafen! Die Damen sind dort sehr im Gegensatz zu ihren Gatten „fond of Bagdad" und verlieren sichtlich an Sicherheit und äußerem Erfolg, je mehr sie sich auf dem Schiff bei ihrer zweijährigen Urlaubsreise Europa nähern. Sie kaufen dafür gleich in Venedig für die nächsten zwei Jahre „Bagdad" achtzig Waschkleider auf



Galerie du Centaure, Brüssel

Edgar Tytgat, Atelier. Oelgemälde 1928

Paris, Musée des Arts Décoratifs

Louis-Leopold Boilly, Der Bildhauer Houdon in seinem Atelier

Stoffpuppe von Albert Schlopsnies

Frau eines Kaffernhäuptlings

Stoffpuppe von Albert Schlopsnies

Henri Laurens, Frau mit Gitarre. Stein

Photo v. Debschitz-Kunowski
Bernsteinkette

Galerie Simon, Paris
Henri Laurens, Frau mit Klarinette. Stein

Der Brüsseler Maler Edgar Tytgat

Die Sängerin Elisabeth Rethberg vom Metropolitan Opera House, New York

Vorrat. Die Abendkleider folgen in Paris. Die Verkäufer verlieren ob dieser Massenkäufe manchmal die Contenance.

Die eingeborenen Damen des nahen Orient, d. h. die reichen christlichen Syrierinnen und Jüdinnen, die in der internationalen Gesellschaft „reçu" sind, haben gegen die erfolgreiche Europäerin dort eine schwierige Position. Die Emanzipation hat sie wohl mit Zitronensaft und Hungern auf eine europäische Linie trainiert. Der enorme Reichtum kleidet sie nach dem dernier cri von Paris. Sie fahren im Packard oder Rolls-Royce. Sie sind sogar schon etwas sportlich. Sie haben schließlich selbst einen mit raffinierten Mitteln hergestellten weißen Gesichtsteint. Aber sie riskieren ungern, im Schwimmbad das verräterische Braun ihrer übrigen Hautfarbe zu zeigen. Denn „Blond" und „Hell" ist Trumpf im Orient. Aus diesem Grund fand man in Aegypten den italienischen Kronprinzen zwar sehr charmant, aber „brun comme nous".

Trotz all dieser Anpassung an das europäische Ideal und trotz all dem märchenhaften Reichtum sind für sie daher europäische Heiraten aus Standardgründen noch selten. Im übrigen verlangt die Tradition des Orient bei einer Heirat zwischen Eingeborenen intakte Jungfräulichkeit. Daher müssen diese Kapitale sehr gehütet werden, was für die Europäer den Flirt etwas anstrengend macht.

Die Hochzeitszeremonien der reichen Jüdinnen in Kairo sind meistens im Hotel. Gelegentlich nahm ich an einem Rout, den ein junges Paar am Abend nach der Hochzeit im Mena House seinen jungen Freunden gab, teil. Er unterschied sich zunächst in der sichtlichen Langeweile in nichts von europäischen Veranstaltungen dieser Art. Erst gegen Morgen, offenbar unter Einwirkung unheimlicher Mengen von Sekt, äußerte sich ein lustiges Geschirrzerschlagen. Die Braut erschien um vier Uhr früh im Badeanzug im Ballsaal und führte ihre Gäste mit der Jazzkapelle zu dem Schwimmbassin, wo unter der verblassenden Mondsichel im Wasserspiegel die Cheffrenpyramide und die Sterne einer modernen jüdischen Hochzeit zusahen.

Welch ein Gegensatz zu den zionistischen Jüdinnen in Palästina, die europamüde in den Kwuzahs in einem unfaßbaren Kommunismus leben, deren Kleider Allgemeingut sind, und die bald nach der Geburt ihre Kinder zu gemeinsamer Erziehung abgeben müssen, damit sie selbst ungestört den harten Dienst der Urbarmachung des Bodens leisten können.

Unter den mohammedanischen Frauen trägt die einfache Aegypterin noch die Messingrolle auf der Nase, während die Türkin in allen Schichten wohl am europäisiertesten ist. Nur die Mamas zeigen noch die von dem Haremsleben keineswegs abgezehrten kolossalen Formen. Die jetzige Generation wird aber schon sichtlich schlank. Die Proportionen der Glieder sind allerdings noch nicht harmonisch. Die Brust, der Eton-Kopf, selbst die Hüften gehen. Die Beine aber gehen nicht. Aber das wird die nächste Generation erreichen. Die jetzige reist bereits mit Tennisschlägern von der Türkei nach Cypern.

Es ist wohl unaufhaltsam, daß auch im Orient durch die allgemeine Anpassung an Europa die Standardfragen sich ausgleichen werden. Dann wird auch hier die männerreiche Oase für die europäische Frau versinken, wie tausendundeine Nacht fast stündlich im Orient versinkt.

DIE TÄNZERINNEN ÄGYPTENS

Von

ALDA GRÄFIN STRACHWITZ

Salomes Tod liegt nun über tausend Jahre zurück. — Was sie unsterblich gemacht hat, nämlich die dunkle Angelegenheit mit dem schönen Jochanaan-Haupt auf der Bratenschüssel, ist in der guten alten Bibel als grausiges Geschehnis verzeichnet.

Wenn die Sache heutzutage passiert wäre, und die Dame statt Salome etwa Hilde Schröder geheißen hätte, wäre sie als psychiatrisches Phänomen zur Erholung nach Zoppot geschickt worden, und von da aus ob ihrer vollendeten Unabhängigkeitskontorsionen von Ober- und Unterleib als Filmpartnerin eines spanischen oder italienischen „Sohn des Scheik" in Hollywood ansässig geworden. — Man sieht, — es kommt im Leben nur darauf an, seine mehr oder weniger düsteren Handlungen durch das richtige Zeitalter legitimieren zu lassen! — Wie dem auch sei, — Salome ist unsterblich, und ihr Erbe lebt fort. — Das Raubtiergelüst im Menschen, und die Tanzkunst. — Von letzterer gibt es unendlich viele Salome-Ableger, und dieser Typ zieht ganz besonders. Man wittert überall da schillernde Sensationen, wo ein Mädchen aus Treuenbrietzen im Rampenlicht steht, den Körper mit Braunolin ägyptisiert, und die Glieder verrenkend wie ein Bahnhofskandelaber.

Die europäischen Aegypterinnen tanzen sehr schön, — und sehr entkleidet, und die sieben Schleier, die Salome so nach und nach irgendwo während des gewissen Tanzes verloddert hat, würden durch ihre Benutzung nach dem berühmten Muster einen Aufschwung der Textilbranche zur Folge haben. — Die heutige Bekleidung besteht aus dem Stoff, den man in durchsichtiger Absicht „Zurück zur Natur" benannt hat! — Und da der Mensch sieben Häute hat, — ist das eigentlich noch ein gewisser Ueberschuß!! — Wenn man trotzdem eingesehen hat, daß die fähigsten Aegypterinnen aus Treuenbrietzen stammen und der ägyptische Teint Flecken in der Wäsche hinterläßt, — wenn man obendrein Geld hat, — geht man an die Quelle, an den Ursprung zurück. Man fährt also nach Aegypten, um „Echtes" zu erleben. — Der W-Berliner oder Berlin-Weher hat feststehende Erwartungen. Im Baedeker vom Aegypterland stehen zart umschriebene Sätze über den Fischmarkt in Kairo. — Muß man gesehen haben! — Man geht in München doch auch in die Pinakothek, — oder ins Hofbräu! — Undeutliche Vorstellungen hat man zumeist, — die klangvolle Namen tragen. Sulamith, — Sheherezade, — Zuleika, — und, um mit Goethe zu reden, der doch schließlich auch eine Ahnung gehabt hat, — West-östlicher Diwan! Je „diva-ner" — desto besser! —

Um die Sache noch echter zu gestalten, — und auch bequemer, — nimmt man sich eines der jachtähnlichen Boote von Cook & sons, fährt den Nil aufwärts, legt sich, verblüffend pasha-artig auf einen Korbliegestuhl, den eisgekühlten Sekt in Reichweite — und vogue la galère! — Der Dragoman stellt die Tänzerinnenangelegenheit als äußerst schwierig hin, — es ist nämlich polizeiliche Kontrolle über der losen Schar der Ghazijéés, — der Tänzerinnen,

und sie dürfen eigentlich nicht vor Europäern tanzen. — Dieses Verbot ist aber nur als Einnahmezuwachs für die bakshish-hungrigen Geschöpfe ebenso als für den Dragoman zu werten, und wenn man der als so schwierig dargestellten Uebertretung des Gesetzes einen silberklingenden Nachdruck gibt, ist die Krisis als überwunden zu betrachten. — Das merkt man aber erst alles beim zweiten Male; als Neuling wartet man gespannt, ob es dem organisatorisch geeichten Dragoman gelingen wird, die Tänzerinnen für die Nacht aus einem (auch in Aegypten nicht mehr existierenden) Harem einzuschmuggeln! — Es gelingt natürlich, — und in Männerkleidung, die sich hier unten nur durch den Turban statt des Kopftuches von der weiblichen unterscheidet, betreten die Tänzerinnen das Boot, das sich alsbald in Bewegung setzt. — Die Drum and Drans sind herrlich, und so echt! Palmenwedel sind an den eisernen Trägern des Decks angebracht, die im lauen Nachtwind wispern, bunte Lämpchen glühen dazwischen, und die Männer und Burschen der Besatzung setzen sich im Halbkreis auf den teppichbelegten Boden. — Vom Ufer kommt der wollüstige Schrei der Saakhias, der Wasserräder, und vom Unterdeck kommen, nun, — endlich, — die Tänzerinnen!

Bei ihrem Erscheinen stößt die Mannschaft einen langgezogenen Schrei aus — éééllissah! — Fertig! — Hinten fertig, vorne fertig, alles fertig! schnoddert ein Mitfahrer, dem der Ruf übersetzt wird! — Nun setzt die Tanzkapelle ein, und man hört sofort, daß die Negerjazzband der Königin-Bar nichts, aber auch gar nichts mit den „echten" Negern zu tun hat, ebensowenig, wie das Mädchen aus Treuenbrietzen mit den Ghazijées. — Die Rhythmen sind ewig gleich. Die Trommel, Daraboukha, wird von schwarzen Händen geschlagen und sieht aus wie eine Drainage-Röhre, die man mit Kalbfell überzogen hat. Dann ist noch eine Art Flöte beteiligt, — aber deren Existenz erscheint unseren Ohren als ziemlich belanglos. Sie geht gewissermaßen eigene Wege — quakt gerade dann am lautesten, wenn sonst Schweigen herrscht, und umgekehrt. Meine ägyptischen Sprachkenntnisse gehen nicht weit genug, um zu wissen, was die Bodenhocker singen. Und sie singen immer-

fort und klatschen in die Hände dazu. Vielleicht ist es der Koran, den sie beten, — jedenfalls kommt ständig etwas von Allah darin vor und seinem ersten Giranten, — Mohammed!

Beim Anblick der Tänzerinnen kommt mir ein Sprüchlein von Wilhelm Busch in den Sinn. „Hühner sind es ihrer drei, und ein stolzer Hahn dabei."

Der Hahn, der die Tänzerinnen begleitet, ist ein Mittelding zwischen Gockel und Gockelei, — und tanzt auch! — Siehe da! — Das B. G. B. Aegyptens ist sehr großzügig in gewissen Paragraphen, flüstert der Dragoman.

Georg Kolbe

Doch nun beginnt der Tanz ernstlich, — das Bacchanal nimmt seinen Anfang. — Die Mädchen stärken sich erst ausgiebig an Whisky, und man kann mit Freude konstatieren, daß die Prohibition wenigstens unter den Tänzerinnen Aegyptens keine Anhängerinnen zu haben scheint! — Dann lassen sie ihr männlich verhüllendes Mimikry fallen und sind — eben nicht!! — Sondern sie sind angezogen. Dermaßen angezogen, daß die Vorsteherin des Tugendbundes „Ewiger Schnee" ihre helle Freude an ihnen haben würde! — Schon der Kopf ist reichlich bekleidet, aber das geht noch. Da sind goldene Haarnetze, Seidenbänder, rasselnde Ohrgehänge und klirrende Ketten. Aber dann! — Die Brust ist eingespannt in Stickereipanzer „Richelieu", — ab und zu ein Loch, — ein Löchlein, ein Löcheleinchen! — Und der Teil, den das Mädchen aus Treuenbrietzen so vorbildlich mit Braunolin behandelt, — der gewissermaßen den Kern des Ganzen bildet, — der ist überhaupt nicht vorhanden! — Der ist fein artig und schämig verborgen unter einem dicken, ehemals weißen Schweißhemd! „Zwei glatt, zwei verwendt" haben unsere Großmütter beim Stricken gelehrt, und nach diesem Grundsatz sind die Mittelposituren der ägyptischen

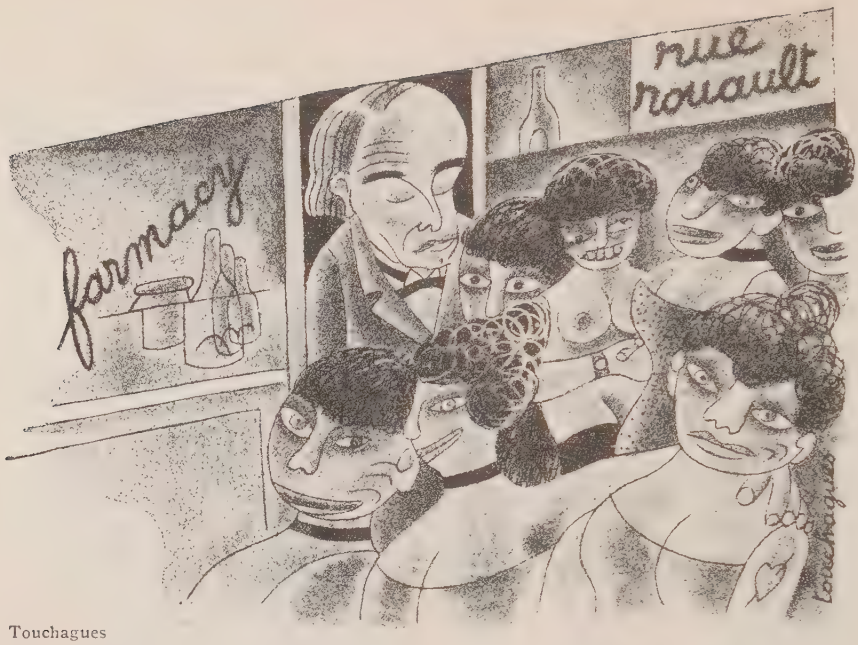
Tänzerinnen eingehüllt! — Und nun komme mir Schiller zu Hilfe! — Da unten aber ist's fürchterlich! — Der Rock ist weit und länglich, violett oder grün, oder giftig rosa, — sparsam mit stumpfen Flittern benäht. — Und die Beine, die vielbesungenen, vielumwobenen, die stecken in weißen Herrensocken, und ihre schiefen Spiralen drehen sich bis unters Knie, wo sie, — huch! — von Herrenstrumpfhaltern, Marke Bulldogg, mit Messingknipszähnen verankert sind! — Und sowas will tanzen, — nein! — es tanzt! Und das ist sogar sehr gut, sehr gekonnt. — Aber es ist durch das schauderhafte Drum und Dran wirklich schon egal! Die Drehungen der Unterleiber sind fabelhaft schnell und — skurril! — Die Rotationspresse der B. Z. arbeitet nicht präziser. — Schnell und schneller wird der Rhythmus, und die Umdrehungen gehen exakt mit, — machen eine unglaubliche Tourenzahl. — Schrill und aufreizend klirren die Metallkastagnetten, fanatisch wird der Singsang, die Darabouka wirbelt dumpf, die Augen glühen, heiß unterstrichen durch die schwarze Schminke, — und wieder und wieder Allah, Whisky, und der ewige Kreislauf. — O Salome, du große Ahne, — hast du eine Ahnung!!

Ottomar Starke

— Wer würde sich hier nicht zum heiligen Antonius eignen!! — Die pashahafte Korbstuhleinstellung nimmt eine unvorhergesehene Wendung, und die Herrscherallüre wird ausgenützt. — Man schlägt in die Handflächen und ruft mit gemischten Gefühlen „bès — bès", — das heißt „genug" und ist in diesem Falle eine Umschreibung für „hol euch der Teufel!"

Der Gockel sieht noch am graziösesten und appetitlichsten aus. (Aber ich bitte Sie!!)

Und wie gesagt, — Treuenbrietzen ist auch ganz nett! —



Touchagues

DIE HETÄREN VON TUNIS

Von

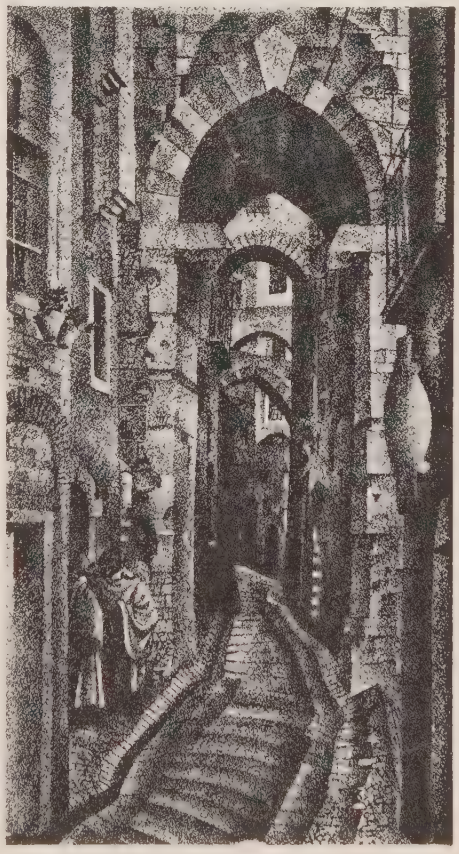
PRINZ MAX ZU HOHENLOHE

Hinter meinem Hause in Tunis liegen die Gassen der Hetären, rue du Persan, rue du Canard, rue El-Arian. Die niederen Mauern der eingeschossigen roten, grünen und blauen Häuschen sind nur mit Kalk beworfen, mit billiger Farbe bemalt, aber Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Diese einfachen, engen Gassen, in denen der nüchterne Alltag wohnt, sind seltsam verzaubert im morgenländischen Lichte, phantastisch belebt durch die naive Natur eines kindlichen Volkes, durch die für uns ungewöhnliche Selbstverständlichkeit buntester Laster, die hier eigentlich keine Laster mehr sind, sondern sittliche Ordnung des Lebens. Hinter stachelbewehrten, vergitterten Fenstern wohnen hier hundert Hetären, eifersuchtslos benachbart. Fuß- und Fingernägel rot, mit Henna gefärbt, kauern die braunen und gelben Mädchen auf einfachen Holzsandalen, Gesicht und Augen bemalt wie ägyptische Mumienschreine, in die das Leben lautlos eingezogen ist. Ohne Ausruf harren sie auf den Stufen, aufrecht, kauernd, hoch und schlank, andere gesegneten Leibes. Manche thronen, ein Kind im Arme, mütterlich gereift auf steinernen Stufen, erhaben einfach und menschlich, in der Gebärde groß, wie Cimabues heidnische Madonnen. Unbeschreiblich bunt sind die Farben, in denen diese Mädchen glühen, billigste Kattune, oft europäischer Herkunft, aber in der Art, sie zu tragen, wundervoll verwandelt zu wertvollen orientalischen Trachten.

Auf der Treppe des nächsten Häuschens lagern drei Weiber. Unter roten und grünen Tüchern gleißt, eine goldgelbe Maske, das Gesicht Manubias. Der klebrige Teig, der sich als starre Maske über des Mädchens Antlitz zieht, ist

aus Zucker, Honig und Mehl. Er soll die Haut von alter Schminke reinigen, jedes Härchen entfernen. Dann wird er mit einer Holzspartel abgeschabt. Manubia ist eine Blüte Arabiens, 18 Jahre alt; ein arabisches Lied beschreibt ihre Reize: „Die Haare meiner Falkenäugigen gleichen den Federn des Straußes, die im Fluge aufgerichtet sind. Ihre Stirn ist dem Neumond ähnlich, über dem Gestirne ihres Auges steht die Braue wie der gleichmäßige Schriftzug eines Gelehrten, und ihre Wangen gleichen vollen Rosen in einem Garten, der schwer zu übersteigen ist. Ihre Lippen sind weicher, roter Lack, aber ihr Nacken erglänzt wie weißes Palmenmark im jungen Lenze.“ Manubia, deren Arme und Beine, grünlich-blau tätowiert, schillernden Schlangenleibern gleichen, sind lang und schmal, ihre Lenden sind „wie die Zedern des Libanon“. Manubia ist ein Kind der Steppe. Ihre für das schmale Gesicht fast zu großen Gazellenaugen streifen in große Fernen, die keine Grenzen kennen. Als einzigen Schmuck trägt das Mädchen farbige Tücher und im Haare eine rote Narzisse. Starr kauert Manubia auf der untersten Stufe der Treppe.

Etwas höher lehnt die braune Massaua, die Augen zu, denn ihre eben blaubemalten Lider sind noch nicht trocken. Ihre abrasierten Brauen werden mit dickem Zahnbürstenstrich breit wiederholt und zu einer Linie über dem Nasenrücken verbunden. Der starke Zinnober auf der Bronzewange ist schon reif, aber Massaua bleibt unbeweglich in der Sonne hocken, mit geschlossenen Augen, wie ein großes Reptil, das in der Sonne alles vergißt, denn die Sonne allein ist das Leben. Massaua schläft aufrecht, die Arme starr von sich gestreckt, eine südliche Echse an verfallenen Mauern. Von ihrem Haupte gleißt der schwere Silberschmuck, der in barbarischen Lasten, mit Ohrring und Muschelgirlanden verflochten, vom Scheitel über den Nacken fällt und bis auf die mit blauen Veilchenmustern eingebrannte braune Brust. Ein purpurnes Hemd umschließt den kräftigen Körper der Wilden, reicht, durch silberne Fibeln über der Schulter gerafft, bis zu den Knöcheln der Füße, die in schweren Silberreifen klirren. Massauas Züge sind klassisch-antik, griechisch-römisch, aber mit einem exotischen, vielleicht äthiopischen Einschlag. Das prächtige Weib ist nicht mehr ganz jung, die



Karl Holtz

vollendeten Körperformen überreif; mit dreißig Jahren ist die Araberin Matrone.

Die dritte im Bunde ist Zohra, die Greisin. Sie kauert verfallen auf der letzten Stufe. Sie hat genug gesehen von der Welt und begnügt sich deshalb, diese mit einem Auge zu betrachten, das andere hat sie auf ewig zugetan. Niemand weiß, wie alt Zohra ist, vielleicht sechzig, vielleicht siebzig Jahre. Ihr bleichendes Haar ist brennend rot, mit Henna gefärbt. Wie die kleinen Jungens vom Markte trägt die Hetäre als Ohrring eine alte, rostige Sicherheitsnadel. Tausend Falten mögen ihrer Stirne unter der Maske der Schminke eingegraben sein, die Maske ist frisch und glatt wie ein Rosenblatt. Aber die eingebrannten Zeichen des Frühlings sind auf der eingestürzten Brust verblaßt, und ihre Haut, härter als Leder, ist grauer als Asphalt und zermürbt wie eine Straße, über die Generationen schreiten. Die Alte ist in einfaches Weiß gehüllt. Zohra darf die Frauengasse unverschleiert verlassen, um auf den Markt zu gehen. Sie harrt nicht mehr auf Männer, aber sie folgt ihnen oft schweigend in den Gassen; befragt, spricht sie dem Fremden traurig von jüngeren Mädchen. „Zohra, Zohra," ruft Manubia, „mach uns den Tee."

Jedes Freudenmädchen hat einen angetrauten Gatten. Für ihn arbeitet es, damit er, der Reine, sich im Gebete Allah weihen kann und seinem Propheten, ferne in der Moschee. Manchmal mag sich der Gatte wohl verlieren in die Frauengassen und draußen, vor den vergitterten Fenstern, seines Weibes harren, bis der andere, der Gast, das Haus verläßt; dann öffnet sich auch dem eigenen Gatten die Türe. Araber sind Brüder in der Frauengasse, niemals aber gewährt sich das tunesische Weib einem Christen. Täglich kommt der Heilige zu den Hetären. Alt ist er und gebrechlich; sein silberweißer Bart verfängt sich in den müden Pilgerschritt. Als Mekka-Waller trägt der Greis den grünen Turban, den Purpurmantel als Marabut. Mit allen Mädchen schäkert der Heilige, alle Türen erschließen sich ihm; ist es doch höchste Pflicht des Mädchens, dem Heiligen zu dienen. Beim Abschiede schenken sie ihm noch ein großes Stück Brot. So dienen diese Frauen ja auch ihrem Gatten, den sie durch ihr Gewerbe erhalten. Im Harem welken sie nicht später als in den Gassen. Noch siebzigjährig sind sie Berufsgreisinnen der Lust. In ihrer Kammer brennt die matte Oelfunzel beim aschgrauen Bett, darüber, an der kahlen, tiefvioletten Wand, hängt in der Mauernische jeden Tag eine einzige, frische Nelke. Wer könnte die Poesie dieser Gassen beschreiben, welcher Meister vermöchte sie zu malen, Renoir, Manet? Die starken Kulisseneffekte dieser Frauengassen stellen die kühnsten Versuche der Reinhardtschen Bühne in Schatten. Venedigs Pracht selbst ist nur noch ein fahler Abglanz orientalischer Kultur. Hier lebt das Märchen ewig im wunderbar nüchternen Alltage des Orientes. Das Unwahrscheinliche wird augenblicklich möglich, Unerwartetes plötzlich Ereignis. Scheherazadens Erzählungen leben fort in tunesischen Gassen. Die farbigen Weiber träumen wachend auf den Stufen der Häuser und hinter den Gittern, abends im Ampelscheine, steif im verschollenen Brokate, wie Priesterinnen. Langsam erlöschen die Feuer, dann kommt aus dem östlichen Tore der Tag.

Vielverzweigt erstreckt sich das Labyrinth des vielköpfig-brünstigen Stieres über das alte Tunis, umschließt tausend gefangene Jungfrauen, Prinzessinnen

Galerie Dr. Becker, Köln

Tibetanische Goldbronze (Buddha)

Photo Seidenstücker

Aktstudie

Männliches Stilleben. Photographische Aufnahme von E. Hettenhausen

Weibliches Stilleben. Photographische Aufnahme von E. Hettenhausen

Negermädchen in Tunis

Photos Prinz Max zu Hohenlohe

Arabische Hetäre in Tunis

aller Rassen. Die rue Sidi Baian zeigt uns noch arabische Mädchen hinter stachelbewehrten Gittern. In Abdallah Guecche, nahe dem Ghetto, sind Jüdinnen auf allen Balkonen. Zarte Blüten Palästinas, Mädchen und Frauen mit großen Mandelaugen, feingebogenen semitischen Nasen und roten, sinnlichen Lippen. Die Jungen schlank und schmächtig, in Pariser Frühlingskleidern, die Matronen noch in den alten spanischen Gewändern der Inquisitionszeit. Feist wie Baalsgötzen schwanken die Weiber auf plumpen Holzsandalen, die fleischigen Arme vom Rumpf gestreckt. Die Synagogen sind nahe; aber das üppige Leben lacht der steinernen Tafel des Gesetzes, im Tanze um das goldene Kalb. Das traurige Lied der Rabbiner wird übertönt vom Klange frenetischer Tänze, und das Gebet verhallt, überschallt vom Rasseln der Tamburine. Panisches Flötenlied zieht durch die mit vielen dunklen Männern abendlich belebten Gassen, im Bacchanale ungebändigten Blutes. An der „Pforte des Honigs", der äußersten Grenze der Stadt, hausen in lehmgetrockneten Mauern die Weiber der Beduinen. Hier, wo die letzten Häuser mit kabbalistischen und Zauberzeichen bedeckt sind, sieht man noch „mit bemalten Wangen manch verlornes, schönes Kind". Auch hier kann man beobachten, wie „des Mädchens frühe Künste nach und nach Natur" geworden sind, im orientalischen Leben. Verrufene Mädchen; aber warum sollten die Blumen weniger schön sein, weniger duften, weil sie giftig sind?

Was wäre Tunis ohne seine zweiunddreißig Frauengassen, ohne seine bunten Hetären, die hierher gehören wie die Papageien in den Urwald. Die Frauen sind freier als ihre bürgerlichen Genossinnen im Harem, sie sind unverschleiert und können sich den täglichen Gatten nach freiem Ermessen wählen. Die stille Heiterkeit der Mädchen zeigt ihre Dankbarkeit gegenüber dem Geschicke, das sie hierher versetzte, und gibt ihnen jene ruhige Würde, um die sie manche Europäerin beneiden könnte. Draußen vor den Mauern hausen die Negerinnen. „Ihre Arme gleichen einem gezückten Schwerte, am Tage des Kampfes, wenn ein Negerjunge das Tamburin schlägt, die nahenden Feinde von den bemalten Sänften ferne zu halten."

Avenstrup

LE PACTE KELLOGG AU PANTHÉON

Aux archives du ministère des affaires étrangères

du Quai d'Orsay. On entend des bruits d'adieu. La foule se disperse. Le dernier plénipotentiaire prend son chapeau haut-de-forme. Un silence. Tout-à-coup la porte s'ouvre et l'huissier vient poser sur la table le pacte Kellogg récemment signé. Surquoi il s'éloigne. Del'obscurité sort tout à coup une voix. «Tiens, un nouveau venu ! »

Pacte Kellogg : Ah il y a du monde par ici. Permettez que je me présente (avec grande fierté) Pacte Kellogg !

La Voix : Enchanté, Monsieur, de faire votre connaissance. Je suis le traité de Versailles.

P. Kellogg : Parbleu, Monsieur, nous sommes presque parents (se corrigeant) c'est-à-dire des parents très éloignés.

Traité de Versailles : Cela se peut, excusez moi, monsieur, mais j'ignorais complètement votre existence jusqu'à ce jour.

P. Kellogg (froissé) : Jusqú à ce jour, je le comprends, car je suis né aujourd'hui. Mais dès maintenant il faut que tout le monde me connaisse (avec certitude): je marque une étape dans l'histoire.

T. de Versailles : Excusez-moi, monsieur, je ne suis qu'un simple soldat, il ne faut pas me mal comprendre. J'ai eu, moi aussi, mes journées de gloire. Mais on vieillit, vous comprenez. J'oublie tout à fait de vous présenter aux collègues.

P. Kellogg : Eh bien, je suis prêt à donner une audience. Mais dites — moi qui est cette jolie jeune fille qui semble si frêle et innocente?

T. de Versailles : Celle du coin? C'est le traité de Locarno.

P. Kellogg : Enchanté, Mademoiselle, vous savez je suis en quelque sorte votre tuteur.

Traité de Locarno : Je suis bien heureuse de l'apprendre. L'existence était bien difficile pour moi dans ce monde si matérialiste.

P. Kellogg : Ne craignez rien Mademoiselle, je suis fort, je suis puissant, je suis riche (avec sûreté) : Je possède quatorze signatures.

T. de Versailles : Puis-je vous être encore utile?

P. Kellogg (le frappant amicalement sur le dos) : Tu es très gentil, mon vieux. Dites donc qui est ce jeune homme au visage pâle et qui marche avec deux béquilles?

T. de Versailles : C'est le pacte de la Société des Nations.

P. Kellogg : Déjà dans cet état? — Non, ne me présentez pas; c'est un concurrent. Et ce jeune lieutenant de vaisseau, qui est-il?

T. de Versailles (le présentant) : L'accord naval franco-britannique.

L'accord Naval (lui serrant la main) : Etes-vous, Monsieur, membre d'un club à Londres, ou êtes-vous au moins déposé au secrétariat de la S. d. N.?

P. Kellogg : Quelle impertinence! Ce jeune homme paraît être très fier.

T. de Versailles : Il faut lui pardonner, il est à moitié anglais.

P. Kellogg : Dès le début, il ne m'a inspiré que peu de confiance. Et ce vieillard qui dort là-bas? Il a l'air très distingué.

T. de Versailles : Je comprends. Il est encore de l'aristocratie authentique. C'est le Traité de Vienne. Un vieux monsieur très bien, mais peu moderne. Il a des idées 1830, bien qu'il date même d'un peu avant. Il parle tout le temps de la division de la Pologne et se moque de Napoléon.

P. Kellogg : Et cet être indécis qui tourne continuellement autour de la table? Il semble être un peu fou?

Rudolf Großmann

T. de Versailles : C'est malheureusement le cas. Il est complètement déséquilibré. Mais par bonheur pour nous il n'est pa de la noblesse. Ce n est pas un traité, c'est une simple doctrine.

P. Kellogg (avec dédain). : Une doctrine?

T. de Versailles : Parfaitement. C'est la doctrine de Monroe. Il est comme cela depuis qu'il a perdu sa propre signification.

P. Kellogg : Le malheureux ! Je vois que je suis tombé dans une société bien desordonnée. Mais c'est moi qui représente la force, la jeunesse, la vigueur. Je suis le pas le plus important pour le progrès de l'humanité. Vous pouvez me croire sur parole. C'est Aristide Briand qui vient de me le dire. Je ne suis pas comme les autres. Je suis immortel !

Une voix : Oho ! Oho !

Pacte Kellogg : Qui ose se moquer de moi?

T. de Versailles : C'est le traité de Berlin. Un monsieur très énergique : Il porte la signature de Bismarck.

Congrès de Berlin (au Pacte Kellogg) : Jeune homme, jeune homme, vous changerez d'idée. Voyez-vous, j'étais aussi jeune autrefois. J'avais la prétention d'éviter les guerres pour toujours. Et je possédais pour cela quelques garanties sérieuses : Des canons, des navires de guerre, choses des plus utiles dans les affaires de paix. J'étais sûr de moi, et pourtant.....

P. Kellogg : Mais Monsieur !

C. de Berlin : Vous êtes un idéaliste jeune homme, je vous souhaite beaucoup de succès. Garde à vous! Repos! Abtreten!

T. de Versailles : Ces sacrés militaristes ! Mais allons nous coucher Vous devez être fatigué, Monsieur?

P. Kellogg : Je suis vraiment confus. Bonne nuit, Monsieur.

T. de Versailles : Reposez-vous bien !

Silence. Tout-à-coup on entend un bruit toujours plus intense dans la pièce voisine.

P. Kellogg (Se réveillant inquiet) : Qu'est-ce? Un bombardement? Une attaque aérienne?

T. de Versailles : Calmez-vous, Monsieur, ce n'est que l'huissier qui nettoie dans la pièce contigiie les armoires destinées à nos voisins.

P. Kellogg : Et qui sont ces voisins si bruyants?

T. de Versailles : Les déclarations de guerre. Bonne nuit, monsieur.

(signé)

Jean-Michel Pal.

Ottomar Starke

Wilh. Thöny, Graz

MARGINALIEN

Zirkus von hinten.

Mit dem Zirkus und gar dem von hinten war es ein purer Zufall. Um *Zwickau* herum wachsen seit Jahrhunderten die schwarz-grauen Kohlehalden bedrohlich hoch und höher. Das ergibt zwar phantastische Spaziergangsmöglichkeiten, aber wer wird darum gerade nach Zwickau fahren? Dann gibt es da die Horch- und die Audi-Werke sowie eine bemerkenswerte Marienkirche und seit vierzehn Jahren ein Museum, das sogar seit drei Jahren eine Sehenswürdigkeit ist. Ganz einfach, weil seit vier Jahren dort Hildebrand *Gurlitt,* Sproß aus bestem Sachsenblut, Direktorialgewalt ausübt, selbst wiederum dirigiert von Frau Bambula, vor einigen Jahren noch attraktivstes Moment der Wigmann-Schule. Seinet-, ihret-, diesetwegen kann man schließlich schon einmal nach Hintersachsen reisen, — um, ans Ziel gelangt, doch nicht zum Ziel zu kommen. Denn selbst ein vom Bauhäusler Heinrich *Koch* noch so brillant hergerichtetes Museum verliert seine Anziehungskraft, wenn vor seiner Front 25 000 Quadratmeter *Zirkus* sich aufgepflanzt haben.

Allerdings das Museum rächt sich, indem der Zirkus überfüllt ist. Und wo wirklich kein Platz mehr ist, hat bekanntlich selbst der trinkgeldbeschaffte Stuhl sein Recht verloren. Aber mit dem Ullsteinhut in der Hand kommt man wenigstens ins gelobte Hinterland. Dort im Wagen Nr. 147, inmitten des „Regierungsviertels" — rechts die D-Zug-schnittigen Arbeits- und Wohnwagen des Direktors, links die rollenden Häuser des Archivs, Dolmetscherbüros, der Ingenieure und Verwaltungschefs, der Telephonzentrale und last not

least des Rechtsanwalts, dem besonders der Nachwuchs an Zirkuskindern bedeutende Alimentationsarbeit einträgt —, dort in seinem wohlgeheizten Büroauto mit versenkbarer Stenotypistin nebst Schreibmaschine, Aktenschränken, Sesseln und Arbeitstischen waltet Dr. A. H. Kober, ehemals Feuilletonredakteur der „Voß", Religionsphilosoph und Historiker, derzeit Propagandachef von Sarrasani. Mit der linken Hand schreibt er gerade an einem neuen philosophischen Werk, mit der rechten diktiert er eine grundlegende Geschichte des Zirkus vom Paradies bis zum Genfer See*).

Zwanzig Meter vom Regierungsviertel entfernt die Heizquelle der Ballettmädchen: Das Nilpferd „Oedipus" (von wegen des fetten Komplexes und Reinhardt, dem Zirkusfreund, zu Ehren!) fährt in einer Warmwasservilla durch die Welt — und gibt generöserweise die überflüssigen Wärmemengen vermittels Fernheizungsröhren an die Ballettdamen ab. Ueberhaupt ein anständiges Vieh, ist meist nicht zu sehen und schläft. Nur einmal in seinem dressierten Leben geriet es in Aufwallung und ging auf die Elefanten los. Was meinen Sie, taten die? Zerstampften es? No Sir, sondern rückten angstvoll trompetend aus! — Jetzt stehen die 22 grauen Kolosse friedlich, aber gräßlich bedrohlich wie die Zwickauer Kohlehalden, an ihren Fußketten im Stallzelt. Rosa ist mit Pedikure beschäftigt, als welche sie mit dem Rüsselfinger intensiv zwischen den Zehen sägend betreibt. Aber „Rosa wird mein Tod sein", meint Stosch-Sarrasani, und er, den schon einmal seine enormen Lieblinge zerstampft haben, muß es ja wissen.

Zelte — Zelte — Zelte — Autos — Autos —Autos — Kamele — Zebras — Bullen — Pferde — Pferde — Pferde — in sauber abgeteilten strohwarmen Kojen — Löwen — Tiger — Bären — hinter Gittern wandernd und gähnend — ein Indianerlager — Chinesen — Tscherkessen — die Werkstätten — die Wagenburg der Artisten — Hämmern — Kochen — Singen. Licht von 15 000 Lampen strahlt in die Nacht über dem ins Unwahrscheinliche sich weitenden Platz. Aus dem Manegezelt Musik zwischen das Rasseln der Ketten, Knurren und Schurren der Tiere. Pfannkuchen mit Speck und wundervoll beizender Käfiggestank.

An der Peripherie, dort, wo die dichte Zirkusatmosphäre an die luftdünne Umwelt grenzt, ist schon mächtige Aufbruchsbewegung. Wagen im Schlamm, schwere Tanks ziehen sie raus. Der Vortrupp fährt los. Die nächste Stadt bitte. Futterbeschaffen — so an 10 000 Pfund Diverses täglich. Patrouillenfahrer sind schon seit Stunden fort, haben die Landstraßen mit leuchtenden Signalen markiert, damit sich der nächtliche Zug der 200 Autolastzüge reibungslos dem neuen Ziel zuwälzen kann.

In der Manege aber, um die herum sich 10 000 Begeisterte in die Höhe türmen, herrscht noch unvermindert der rasende Wirbel der Attraktionen. Indes das große Karussell von 60 Pferden die Runde durchfegt, von Ruf und Peitsche des 70jährigen Meisters gejagt, die Bläser durch die hohe Zeltkuppel schmettern, — stehen schon die drei nächsten Nummern hinter dem Vorhang

*) Eine brillante Probe zu dieser großen Nummer erschien im Ullstein-Verlag: „Die große Nummer" von A. H. Kober.

parat: das schnatternde Corps de ballet, die agilen Seelöwen — „natürlich können Seelöwen beißen, aber meine nicht, die sind goldig", erläutert ihr Dompteurkapitän —, die hohe Klasse der Luftakrobaten. Dazwischen froschfüßige Clowns mit Eiern an Strippen und Artisten aller Spezialitäten, aller Rassen, eben noch Messer über die Kehle junger Mädchen werfend, eben noch in phantastischem Aufputz oder im Trikot, jetzt in rasch übergeworfener gewöhnlicher Kleidung, mithelfend beim Auf- und Abbau. Artistische Demokratie.

Achtung: Der Manegenrand wird aufgerissen, der Vorhang fliegt zur Seite — und wie ein toller Spuk rast die wilde Jagd der losgelassenen Pferde durch das Spalier der wartenden Ballettmädchen hindurch, blitzschnell abgefangen durch den geübten Zugriff des bereitstehenden Personals. Nur ein Argentinier — mit Geschmack! — fegt zur Seite und auf unsere Bambula los. Da betätigt sich Kober als perfekter Stallbursche und Kavalier. — Schon verzaubern die Scheinwerfer den Einmarsch des Balletts, und von hinten aus dem Zeltgang tönt das Hämmern an den Eisengittern, durch die die Eisbären widerwillig anrücken werden.

Uff, höchste Zeit zum Trinken! Was ausgiebig geschieht. Wodurch eine Gedächtnislücke von fünf Stunden klafft. Doch steht fest: der um morgendlich dunkle 5 Uhr Zwickau verlassende, ergebenst Unterzeichnete fuhr vor dem Museum an einem absolut leeren Platz vorüber. Die gesamte Zirkusstadt war trotz strömenden Regens bereits restlos verschwunden. Nur ein paar weiße Mäuse waren wohl vergessen worden und tanzten vor dem Blick des *Fritz Herbert Lehr.*

William Morris befleißigt sich aus internationaler Höflichkeit der deutschen Sprache wie folgt:

Der Jazz König, PAUL WHITEMAN

und sein Orchester von fünf und zwansig Männer, wirden eine WELT TOUR anfangen sofort, nach der Vertrag mit der PUBLIX-PARAMOUNT in Sommer von 1928, und wirden besuchen so viele Hauptstädte als möglich.

Dieser Vertrag solte sie sich betragen unter dem bestem Lage, und man bittet MUNIZIPALITÄTEN, EIGENTÜMERN von TEATERN, und KONZERT DIRIGENTEN, wenn sie sich interessieren, zu telegrafieren WILLMORRIS, New York, das man kann versuchen sie zu beifügen in der Reiseplan, und Erkündigung zu schreiben in bezug auf GARANTIEN, und TRANSPORT.

(Aus „Variety".)

Unter Artisten. *Trompeterin in Ia Frackgarderobe* sucht Anschluß an Stimmungskapelle. Liesel Tücksch, Nürnberg. NB.: Kostümierte Stimmungskapellen mit Opernfimmel mögen Offerten unterlassen.

Achtung! Original Wiener Schrammelkapelle. Achtung! Garantiert prima Leistungen in Musik. Kurz gesagt, das Beste vom Besten! Wir machen keine falsche Reklame. Nebenbei bemerkt, Eintreffen gesichert. Leopold Maurer, Zürich.

Routinierter Pauker und Drummer, Luxusmaschine, sucht Dauerstellung als Hauspauker jeden Genres in 1. Hause. Imitation auf der singenden Zigarrenkiste als Einlage. Freie Reise und Gepäck an Kuschel, Kottbus.

Suche erholungsbedürftiges Duo bei vollkommener freier Verpflegung und bester Gelegenheit, zu gesunden. Angebote mit Lichtbild an Flum, St. Blasien.

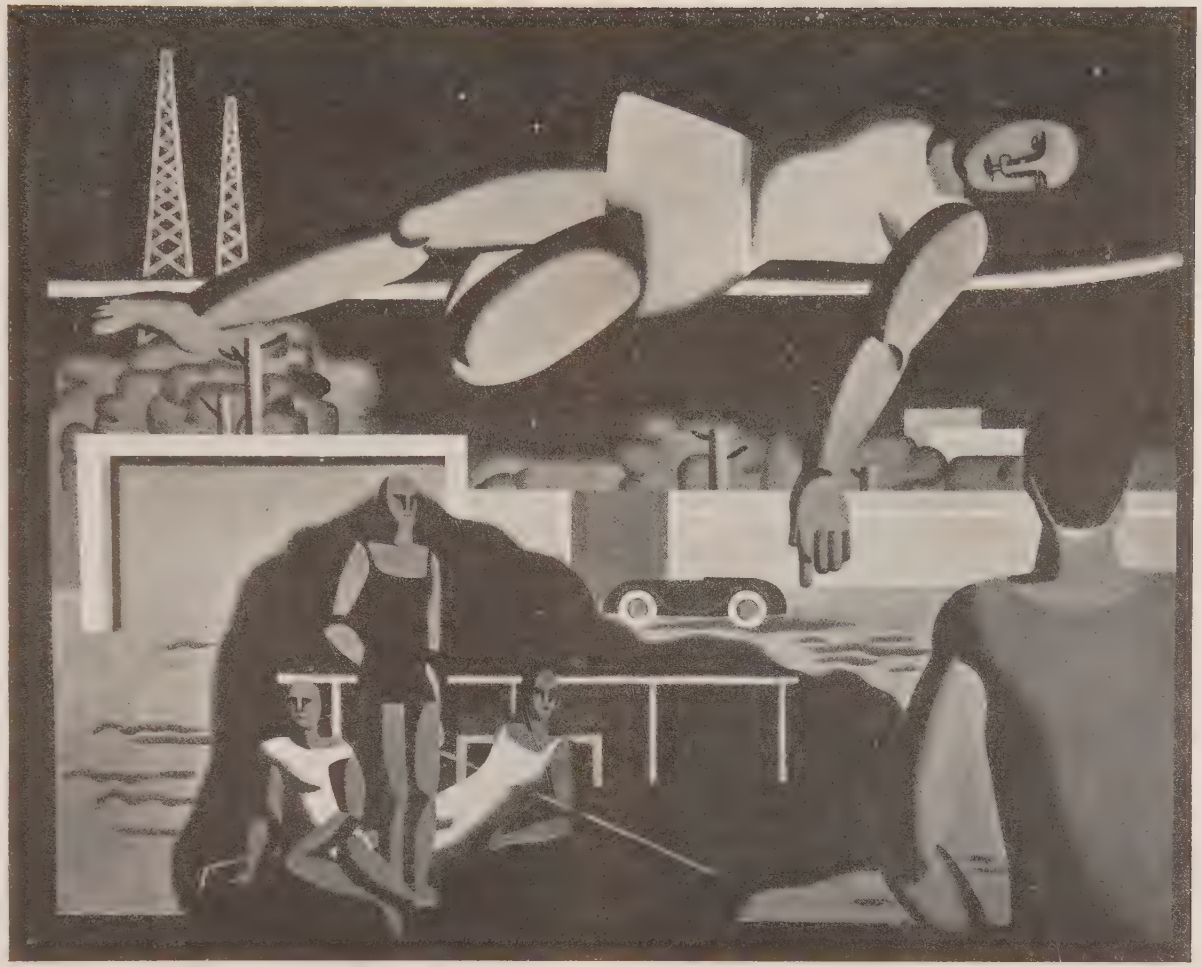
Gesucht per sofort allererster Ia Saxophonist, 18 Mark, dreimal wöchentlich Tee. Absolute Jazzroutine. Dittke, Essen, Trocadero. NB.: An Größenwahnsinn leidende Herren oder solche, die denken, eine Sonderstellung einnehmen zu können, mögen Offerten unterlassen.

Achtung! Original ungarische Salon-Künstler-Zigeuner-Kapelle mit Cymbal. Ausgezeichnet vom König von Schweden. Spielt auf der kleinsten Geige der Welt, 30 cm lang. Mackay, Budapest, Iles.

Direktoren! Sie haben einen Haupttreffer gemacht, wenn Sie das echt obb. Musik - Gesang - Tanz - Ensemble - Birkastoana - Glöckal (Wastl Bernrieder aus Fischbachau, Obb.) sichern. Junge, saubere Leute, fesche Garderobe, abwechselnd Schrammel und Trompetensolo. Komme in jeder Weise entgegen. Wenn Ihr Geschäft nicht zieht, wir bringen es wieder in Schwung.

Sie haben einen Vogel zu füttern — lassen Sie alles liegen und bestellen Gnomen-Intermezzo, Effekt-Pièce. Gnomen-Verlag, Siegen (Spezialverlag für wertbeständige Intermezzos).

(Aus „Der Artist".)



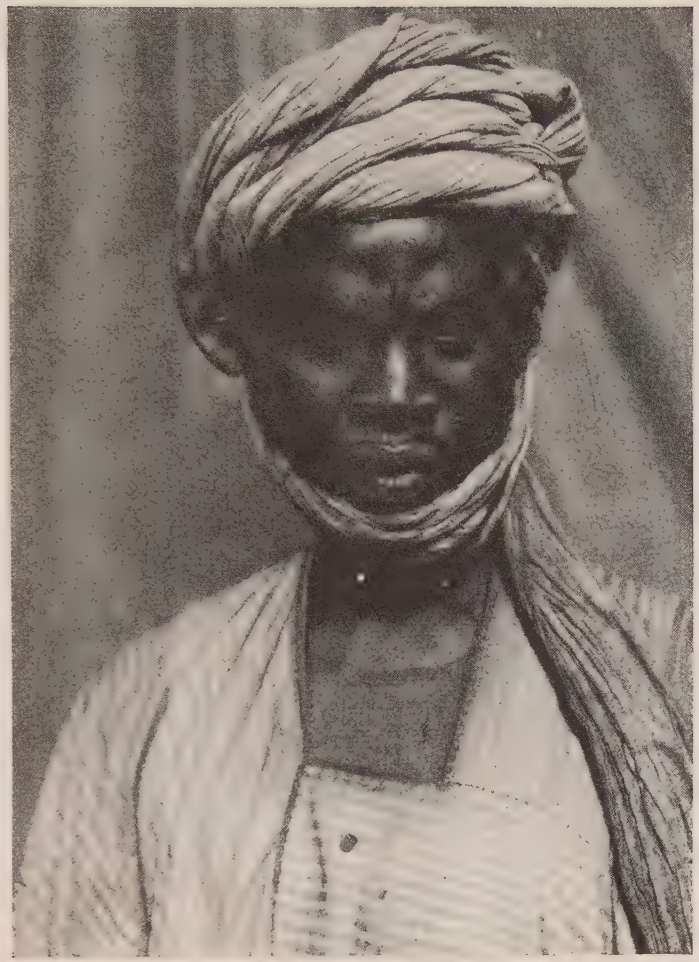
Ausstellung Galerie Flechtheim

Willi Baumeister, Hochsprung. Oelgemälde

Die Reichstagsabgeordnete Frau Gertrud Bäumer

Photos Debschitz-Kunowsky

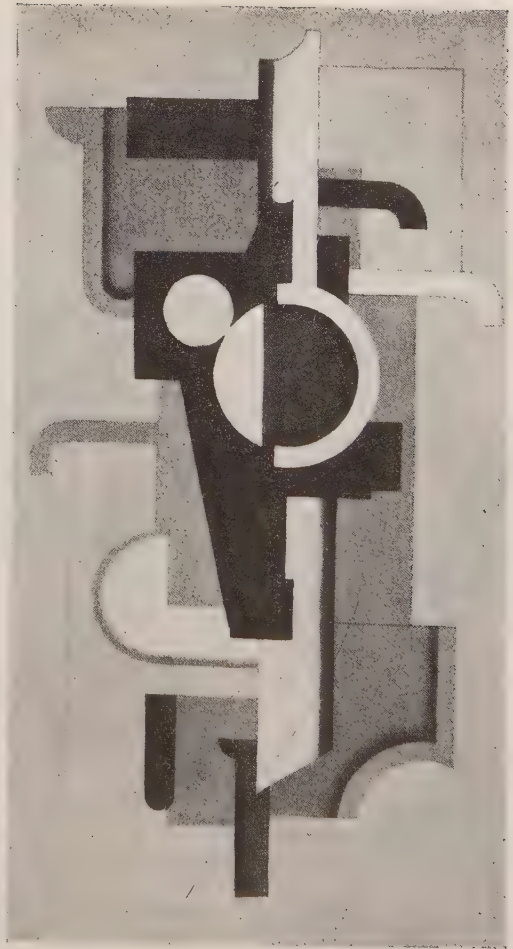
Elisabeth Bergner als „Fräulein Else“ (Schnitzler)



Mohammedanischer Haussa-Neger

Die New-Yorker Schauspielerin und Dramatikerin Mae West

Willi Baumeister, Schwimmbad. Oelgem.



Slg. Lange, Crefeld

Willi Baumeister, Komposition. Oelgem.

Sarrasani — wie ich ihn sehe. Ist der Direktor da? Wo ist der Direktor? — flüstert's und raunt's von Mund zu Mund, leise, ganz leise, im Bereich seines Wagens, weil man annimmt, er könnte da sein, könnte noch schlafen, nach langer Nachtarbeit, und niemand ihn wecken möchte, um keinen Preis der Welt nicht!

Er ist noch nicht da — und doch ist er da! Das ist vielleicht einer der merkwürdigsten und stärksten Eindrücke, den ich von diesem Manne gewinnen konnte.

*

Persönlichkeit ist alles — und das weiß dieser Mann. Das wäre vielleicht die letzte Erklärung seines phänomenalen Aufstiegs: vom „Schweinchen-Clown" zum Zirkuskönig. Das Fluidum, das von ihm ausgeht, geht von keinem anderen Zirkusmanne aus — das gibt selbst die Konkurrenz zu. Das Fluidum, das sein Name „Sarrasani" ausstrahlt, den er über Nacht vor dreißig Jahren auf sein junges Unternehmen setzte, und das Fluidum, das die Zehntausende allabendlich berauscht, die ihn als Maharadschah in goldüberladenem Dreß inmitten seiner Riesenelefantenherde sehen!

Aber auch das Wort, das geschriebene Wort, das er hinaussendet in die Stadt, in die er kommt, das er hinausschickt ins Land im weitesten Umkreis, sei es auf den Plakaten, sei es in seinen Briefen.

Ich — Hans Stosch-Sarrasani — ich — er vermeidet es, im Gegensatz zu allen anderen Unternehmungen und Geschäften, von „wir" und „uns" zu sprechen, bei ihm gibt es nur — ein „Ich".

Ich bedauere außerordentlich — Ich begrüße Sie — Ich bitte Sie ebenso höflich wie dringend. — Oder auf seinen großen Anschlägen: Ich grüße Berlin! Ich grüße Buenos-Aires! Ich grüße Australien!

So geht kein Brief aus dem Hause — und die Post ist oft ungeheuerlich groß —, der nicht von ihm mit vollem Namenszug unterschrieben wäre. Sei es ein Schreiben an den Lord-Mayor von London oder ein Dreizeilenbrief an die zwölfjährige Mia, die sich an dem Kinder-Preisausschreiben beteiligt hat — es wird von Hans Stosch-Sarrasani selbst unterschrieben.

Jeder Brief muß beantwortet werden — jeder, sagt er — und wenn er nur die Wirkung hat, daß der Postbeamte auf dem schönen bunten Umschlag liest: Sarrasani.

Hans Stosch-Sarrasani ist aber auch der witzigste und genialste Kopf seines Unternehmens. Gewiß — er hat einen Presse- und Reklamechef, der auch manchmal eine Idee hat, aber die Schlager, die ganz großen Kanonen-Ideen der Reklame, die entspringen nur seinem Hirn, dem Hirn des mit allen Wassern der Erde gewaschenen Schaumannes. Oder wäre ein anderer auf den Einfall gekommen, als vor Jahren in Frankfurt a. M. während eines heißen Kampfes gegen das Lustbarkeitssteuergesetz zufällig einer der großen Elefanten starb, diesen auf einem tannenbekränzten Rollwagen durch die Stadt zu fahren mit dem Plakat: Das erste Opfer der Lustbarkeitssteuer! Oder: Recklinghausen — noch geht's durch die ganze Presse unter „Der witzige Sarrasani". Also, das dortige Städtische Jugendamt verbot als „Schund und

Schmutz" Sarrasanis weitbekannte und vielgelesene Abenteuerhefte. Er, darüber sehr erbost, sagt kurzerhand sein Gastspiel ab. Darauf befahl die Stadtverwaltung, die riesigen Zirkusplakate sofort entfernen zu lassen. Was tut Sarrasani? Er kommt der Aufforderung auf seine Art nach und läßt unter Begleitung von drei Musikkapellen, die den „Walzer eines Wahnsinnigen" zu spielen haben, die Zerstörungsarbeit verrichten.

*

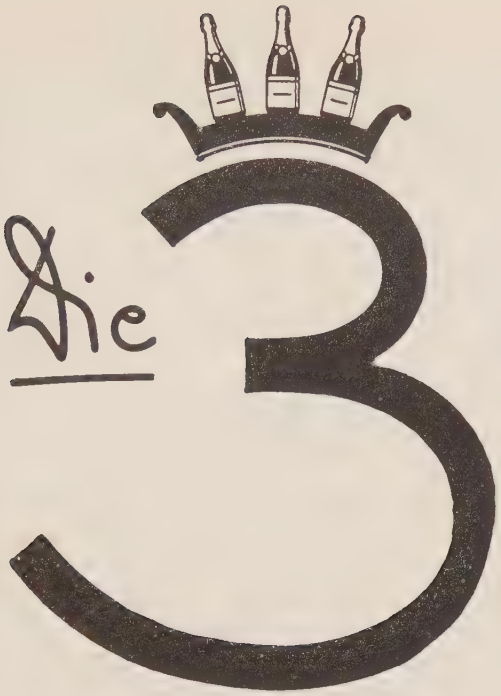
Jedesmal aufs neu interessant und fesselnd ist, wenn der Direktor die Post verteilt. Entsprechend den täglichen Ausgängen sind die Eingänge ebenso umfangreich. Da werden wir telephonisch in seinen schlichten Bureauwagen, in dem es sozusagen nach Arbeit „riecht", gebeten, der Verwaltungschef, der Betriebsinspektor, der juristische Beirat und der Pressechef. Dann nehme ich jedesmal ganz hinten auf dem Sofa Platz und lehne mich — nicht ohne gewisses Verständnis — an das Kissen mit der seidengestickten Inschrift: Wie man's macht, macht man's falsch — und wundere mich immer wieder darüber, daß dieser Mann, der doch nichts falsch macht, einen solchen Wahlspruch hat! Und dann staune ich täglich aufs neue über die Vielseitigkeit dieses Mannes, über sein umfangreiches, praktisches Wissen. Meistens ist er dann nicht im funkelnden Maharadscha-Gewande und auch nicht im angegossenen Frack, sondern vielmehr im Pyjama — entweder ist's am frühen Morgen oder zwischen den Vorstellungen, wo er zweimal seine Elefanten vorführt, — und hat den Hut, ich betone „den", eine nicht mehr ganz letzte Schöpfung der Herrenhutmode, über seine tief in die breite, geistreiche Stirn gehende Napoleonlocke gestülpt. Wenn er dann so Brief auf Brief öffnet, liest, darüber disponiert und die Antworten entwirft, wenn er dann von einem Gebiet ins andere, von der Technik in die Zoologie, von der Literatur in das Paragraphenreich der Juristerei hinüberspringt, wenn er von der Knorr-Vierradbremse auf Quetschhafer, von einem Gutachten des Professors Brunner (für seine Abenteuerhefte) auf Renntiermoos, das ihm aus Lappland für seine Pflanzenfresser angeboten wird, zu sprechen kommt, wenn er das gesamte unbegrenzte Reich der modernen Weltschau, das ganz auf die letzten Errungenschaften der Technik eingestellt ist, im Fluge der Gedanken durchjagt, wenn er in ein und derselben Person Verwaltungschef und Betriebsinspektor, Journalist und Jurist, Chauffeur und Oberstallmeister, wenn er mit einem Wort: Der Schaumann ist, der mit einem Riesenapparat von phantastischem Umfang und Kompliziertheit stets in Bewegung, stets mit sprungbereiten Beinen auf dem Globus steht, dann hat er etwas Napoleonhaftes in dem energiestarken, klugen Mimikergesicht, sei auch die Napoleonlocke unter dem Hütchen nicht ganz jüngsten Datums versteckt. *Alo.*

Memento (auf Briefen der Sarrasani-Zirkus-Direktion).

Der römische Kaiser Nero schrieb seinen Statthaltern, als sie eine Erhöhung der Steuern vorschlugen:

„Ein guter Hirte darf seine Schafe scheren, aber nicht schinden!"

(Sueton, Kaiserbiogr. Kap. 32.)



Henkell
Kupferberg
Matheus Müller

Auf das Schärfste getrennt in ihrer Eigenart dem Einkauf, der Geschäftsführung und ihrem Besitzstande haben „die 3" das eine gemeinsam:

OHNE SIE KEINE WEINKARTE,
OHNE SIE KEIN WEINKELLER!

H1

Gefälschte „Meisterwerke".

Die ehrsame Zunft der Fälscher geht stolz erhobenen Hauptes einher: sie ist das Gespräch des Tages geworden. Erst kam die Enthüllung des bisher hinter schamhaften Schleiern verborgenen Römers Alceo *Dossena,* der wieder einmal die Sammler, Fachleute und Museumsdirektoren mit selbstfabrizierten Meisterwerken der Renaissance, allerdings mit genial gefälschten Stücken, düpiert hatte. Dann kam die böse, undurchsichtige und bedenkliche Geschichte mit den 33 Bildern, die unter dem Namen *van Goghs* in der Welt herumschwimmen. Der drollige Zufall wollte, daß noch dazu in denselben Tagen Max J. Friedlanders wissens- und geistreiches Büchlein „Echt und unecht" (bei Bruno Cassirer) erschien. Kein Wunder, wenn auf dem Kunstmarkt der Staub hochwirbelte. Eine französische Zeitung meinte: Alles ist unsicher geworden — nächstens wird noch einer kommen und sagen, die Venus von Milo sei gar nicht von Milo . . .

In Dossena scheint sein Vorgänger *Bastianini* wiederauferstanden zu sein, aus dessen Händen vor Jahrzehnten eine herrliche Büste Savonarolas „aus dem 15. Jahrhundert" in das South-Kensington-Museum und ein anderes Bildwerk (das er selbst um 500 Lire verkauft hatte) für 13 500 Francs in den Louvre kam — in den armen, durch Meisterfälscher besonders gebrandschatzten Louvre, der ja auch 1896 die berühmte Tiara des Saitaphernes für 200 000 Francs erstand und sich dieser glücklichen Erwerbung freute, bis zuerst Adolf Furtwängler (unseres Philharmonikers Vater) die Stirn in zweifelnde Falten zog und schließlich der Russe Rachumowski sich als der Verfertiger der griechisch-skythischen Krone vom Beginn unserer Zeitrechnung bekannte. Aus der Erinnerung tauchen die reizenden Schwindeleien auf, die mit arglosen oder auch erfahrenen Kunstfreunden durch die Jahrhunderte getrieben wurden. Von dem Scherz, den sich ein Medici machte, als er Raffaels Porträt des Papstes Leo X. (1523, also drei Jahre nach des Meisters Tod) von Andrea del Sarto kopieren ließ und als einen echten Raffael dem Herzog von Mantua andrehte — übrigens eine so täuschende Kopie, daß Giulio Romano, der selbst an jenem Bilde seines Lehrers Raffael mitgepinselt hatte, auf die Echtheit schwor — bis zu den erquicklichen Betrügereien unseres Zeitalters. Wie hübsch war die Geschichte mit der schwächlichen Rembrandt-Nachahmung, die ein Pariser Händler für 500 Francs erworben hatte, aber als einen wahren Rembrandt verkaufen wollte. Er schickte das Bild an einen New-Yorker Spediteur, deklarierte es ganz ehrlich (also mit 500 Francs), schrieb aber zugleich einen anonymen Brief an die amerikanische Zollbehörde, der „ausplauderte", es werde demnächst ein solches Gemälde ankommen, das in Wirklichkeit ein echter Rembrandt im Werte von 200 000 Dollar sei! Die Zollbehörde ist pfiffig. Sie ruft den (selbstverständlich informierten) Spediteur und sagt ihm: Du Schlingel, du kriegst das Bild nur heraus, wenn du zehn Prozent der richtigen Summe, also 20 000 Dollar Zoll bezahlst. Der Spediteur „sträubt sich", zahlt aber dann gern — denn nun haben die Halunken eine amtliche Bestätigung, daß ihr Besitz ein echter Rembrandt und 200 000 Dollar wert sei, und es wird ihnen nicht schwer, das großartige Werk an einen New-Yorker Sammler

für 220 000 Dollar zu verkaufen (damit nur ja auch die Zollspesen wieder herauskommen).

Wie lehrreich ist es, sich mit den Tricks der Fälscher zu beschäftigen, mit ihren raffinierten Mittelchen, „echte Sprungbildung" der Farbe, womöglich auch des Kreidegrundes, hervorzurufen, Bildwerke mit Schrotschüssen zu bombardieren, damit sie löcherig werden und alt aussehen, kleine Münzen „des klassischen Altertums", in Nudeln eingewickelt, Gänsen zum Fraß vorzuwerfen — wobei die Gans krepiert, die Münze aber, die durch ihren Darm gegangen, fabelhaft „antik" aussieht. Längst aber haben die Fälscher auch der modernen Kunst ihre Zärtlichkeit zugewandt, damit sie nicht eifersüchtig werde. Ganze Schiffsladungen mit falschen französischen Bildern gingen nach Amerika und versorgten die Kunsthungrigen. Dabei sind so viele Corots, daß der teure Meister von Ville d'Avray sie auch dann nicht selbst hätte malen können, wenn er, wie Tizian, 99 Jahre alt geworden wäre.

Vergesset mir aber auch die Restauratoren nicht, deren respektable, angesehene, notwendige und würdige Kunst durch einen so dünnen Grenzstreifen von der Fälscherei getrennt ist. Bei einem behaglichen Vorkriegs-Empfangsabend in der Akademie der Künste am Pariser Platz saß ich einmal mit Jaro Springer und Valerian v. Loga zusammen. „Sagen Sie, Springer," fragte Loga, „haben Sie schon den neuen Giorgione gesehen?" Springer schüttelte den Kopf: „Einen neuen Giorgione? In Berlin? Habe ich nicht gesehen." Loga ließ nicht nach. Er beschrieb das Bild genauer: „Es war doch bei unserem Freunde H.!" (dem ausgezeichneten, hochberühmten, inzwischen verstorbenen Berliner Restaurator). „Ach so," rief Springer, „das meinen Sie. Ja, als ich bei H. war, wußte er noch nicht, ob er aus der Sache einen Tizian oder einen Palma Vecchio machen sollte. Nun hat er sich, wie ich höre, für Giorgione entschieden. So, so . . ." *Max Osborn.*

Purges.

Pour les officiers: Eau de Carabana ou Limonade purgative,
pour les sousofficiers (veng agis ou pas): magnésie,
pour les hounnes de troupe: vicin.

(Aus dem franz. Sanitätsreglement.)

Eine überragende, seltene Neuerscheinung!

Afrika singt

HERAUSGEGEBEN VON ANNA NUSSBAUM

Die Nachdichtungen stammen von Hermann Kesser, Josef Luitpold, Anna Siemsen und Anna Nußbaum

„Hat man, seit Gedichte geschrieben, Lieder gesungen werden, eine erschütterndere Melodie gehört? ... Seit langem ist mir kein ergreifenderes, tiefer aufwühlendes, erschütternder anklagendes Buch vor Augen gekommen." Ernst Lothar in der Neuen Freien Presse

In allen Buchhandlungen! Ganzleinenband M 6.80

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien · Leipzig

L'hospitalité.

„J'ai froid, mon ami, j'ai froid!"
„Viens sous mon toit, mon amie, sous mon toit!"
„J'ai peur, mon ami, j'ai peur!"
„Viens à mon coeur, mon amie, à mon coeur!
Nous mettrons nos quatre pieds
Sur le bord de la cheminée
Sur tes genoux Mignon mon chat
Il te chauffera, il te chauffera!
Et si tu as faim, ma petite,
Ouvrons, ouvrons la marmite!*)
Un petit flacon de vin
Te fera du bien, du bien
Et si ma soirée te plait
Je te reverrai, je te reverrai!"
„Quarante ans nous avons nous deux!
C'est très peu, mon ami, c'est très peu
Moisi je suis devenu Docteur
Le bonheur est à nous, le bonheur!"
„Un beau jour tu auras de la chance
Tu seras Président de la France!
Et si la patrie change de scène
Nous serons le roi et la reine!
Et moi, une femme savante —
Madame de Staël ou George Sand —
Moi aussi je sais gagner la vie
Pour toi, pour moi et les petits!
Lève-toi, mon chat, mon beau!
J'ai trop *chaud,* mon ami, j'ai trop *chaud!*"

H. v. Medem.

Dr. J. B. de la Faille teilt den Besitzern seines Van-Gogh-Oeuvre-Katalogs folgendes mit: „Ayant établi le catalogue de l'œuvre de van Gogh, dans le but de glorifier cet incomparable artiste et de lui donner le rang auquel il a droit, j'ai compris dans son œuvre tous les tableaux que je connaissais et dont l'authenticité ne me semblait point suspecte. Toutefois certains tableaux, parmi ceux que j'ai vus, pris séparément, n'ont éveillé aucun doute en moi, mais, lorsque mon catalogue a paru, je me suis rendu compte, en compulsant mon ouvrage, en comparant les photographies entre elles et après un nouvel examen, que j'avais commis des erreurs d'appréciation sur toute une série de tableaux dont la paternité ne peut en rien incomber à van Gogh. *Je fais amende honorable.* Je tiens à *apurer* l'œuvre de ce grand peintre et j'ai à cœur de les identifier."

*) Suppentopf.

Die Sammlung Simon Böhm. Die ausgezeichnete Privatsammlung des Herrn Simon Böhm besteht aus Werken, die sich jedoch in der Nationalgalerie in wesentlich besserer Qualität befinden. Angeblich soll die Stadt Berlin die Absicht haben, diese Sammlung zu erwerben. Diese Sammlung der Stadt Berlin würde ein schwacher Abguß der Nationalgalerie sein und das hierfür ausgeworfene Geld zum Fenster hinausgeworfen. In Nürnberg und Krefeld würde sie Bedürfnisse erfüllen. Wäre es aber nicht besser, Herr Böhm verkaufte diese Sammlung ins Ausland? Kein einziges Museum, weder in Paris noch in London noch in Amerika, besitzt Werke der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts. Man klagt, daß deutsche Malerei nicht exportfähig sei. Das kommt daher, daß man sie nicht kennt. Kleinberger in New York hat jetzt altdeutsche Malerei mit großem Erfolge ausgestellt. Böhms Bilder würden eine vorzügliche Fortsetzung dieser Ausstellung, und die ausländischen Museen könnten ihre Lücken füllen. Die Kokoschka-Ausstellung in London, die Klee-Ausstellung in Paris und die Sintenis-Ausstellung in New York sind nur Wasser auf heißem Stein. Herr Böhm könnte eine patriotische Tat tun, die Deutschland um einen Exportartikel — Kunst — bereichern würde, denn kennen einmal die Ausländer deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts und kaufen sie, dann werden sie auch lebende deutsche Kunst, Liebermann und Slevogt usw. usw. kaufen. Durch einen Export der Böhmischen Bilder wäre auch die Gefahr beseitigt, daß sie auf den deutschen Markt kommen, und auch die Kunsthändler mit klassisch gewordener deutscher Kunst des 19. Jahrhunderts können ruhig schlafen. Im übrigen stimmt die Notiz im letzten Querschnittheft nicht, daß die Nationalgalerie einen Nolde für 25 000 Mark angekauft habe. Es handelt sich bei der Stoperan-Versteigerung um ein Bild, das sich keineswegs mit der der Nationalgalerie vorgeschlagenen Komposition vergleichen läßt. In dem Oeuvre eines jeden Malers gibt es Meisterwerke, und auch andere. *H. S.*

Das im Novemberheft des Querschnitts abgebildete Porträt von **Aristide Maillol** ist eine Aufnahme von Dr. Alfred Kuhn, seinem Maillol-Buch (E. A. Seemann-Verlag, Leipzig) entnommen.

Curt Bois über Heinrich Mann: „Er sieht so aus, als wie wenn man im Kino ganz vorn links sitzt . . ."

Literarische Leckerbissen!

Jacobus Schnellpfeffer
Stecknadeln im Sofa
Illustrationen u. Buchausstattung von Ernst Ullmann
Willy Seidel schreibt darüber u. a.: — geweiht sei's allen denen, die herzlich lachen und nicht nur sinnlos krähen wollen —
Beide Werke gedruckt in der neuen Garamontschrift auf Büttenpapier.
Origineller Ganzleinenband M. 8.—, engl. Kart. M 6.—, auf van Geldern, vom Autor signiert, Halbleder M 15.—

Carl Georg v. Maaßen
Verliebte Tändeleyen
Gedichte aus Arkadien
Mehrfarb. gespritzt. Silber-Dermatoid-Band M 8.—, kart. M 6.—, auf van Geldern, vom Autor signiert, M 15.—

Joachim Ringelnatz
Matrosen
Erinnerungen, ein Skizzenbuch: handelt von Wasser und blauem Tuch
Skizzen, Gedichte, Lieder, Briefe, Bilder, auf Kunstdruck in groß. Format. In englischer Kartonnage M 7.50, in künstlerischem Leinenband M 9.—

INTERNATIONALE BIBLIOTHEK G. M. B. H. / BERLIN W 8

Oesterreichische Stücke in Berlin. Seit die Uniform aus dem Straßenbild verschwunden ist, sucht man sie auf dem Theater und im Film. Die Militärfilme haben diese Sehnsucht eines p. t. Republikums mehr als befriedigt, nämlich übersättigt. Aber ihr Humor verursachte Beschwerden. Das Theater muß mehr geben: Atmosphäre. Man hält sich dabei, nach wie vor, an die k. u. k. Uniform, die menschliche Regungen nicht niederpanzerte und die auch nicht so furchtbar ernst genommen wurde wie preußisches Tuch. — Franz Molnars *„Olympia"* ist so ein Uniform- und Hofstück. Der Einfall gewaltsam und an den langen Vorkriegshaaren der Komtessen herbeigezogen (obschon Molnar genügend davon auf seinen weißen Zigeunerzähnen hat) — Feuer breitet sich nicht aus, aber Atmosphäre, gute Ischl-Luft (also ohne Operetten-Ingredienzien). Ein paar humoristische Charaktere, vortrefflich gestaltet von Mama Bleibtreu (Burgtheater), von Wallburg, Paul Hörbiger, Dagny Servaes, ein paar gutplacierte Pointen und ein auffallendes unhappy-end, das die Liebespartner (Darvas und Deutsch) für immer auseinanderbringt, statt nochmals zu vereinigen. Da zeigt sich aber, daß es leichter ist, auf happy-end zu schimpfen, als sich von einem unlustigen Ende befriedigen zu lassen. — Auch *„November in Oesterreich"*, eine über sechs Jahre laufende Elends-Revue des österreichischen Kriegshinterlandes von Richard Duschinsky, dem jungen Schauspieler, schließt unversöhnlich, ja mit symbolistischer Verbrennung eines aufbewahrten Abschiedsbriefes, leider. Atmosphäre auch hier in einer Musterungsszene, Angst- und Schweißgeruch statt der Hofluft Molnars, Hausierer statt Husaren, Schieber- statt Liebeshandel, und statt des höfischen Rittmeisters ein offenbarer Train-Offizier, der, an die Wand gestellt, mit der lässigen Geste „Aber ja, aber ja . . ." zu Boden sinkt. (Der ehemalige Marineschlosser, spätere Burgtheaterheld Ludwig Andersen, richtige Kommiß-Erscheinung, macht das eindrucksvoll einfach.) In die schwächliche, theatralische Uebung des begabten Schauspielers Duschinsky ist eine Reißerszene (wie aus einem Sittenstück) eingefügt, Tirade des verfolgten „Polischen", der vom Hosenträgerhändler zum gebügelten Hosen-Träger aufgerückt ist (Valentin, echt bis in die Finger- und Zungenspitze, die den Jargon beherrscht). Fast alle Schauspieler darin Wiener Herkunft, und, um die Milieuechtheit noch zu bekräftigen, auch ein ungorisches Stimmchen. (Ueber die Rolle der Ungarn in Wien, der Wiener in Berlin sprach übrigens Anton Kuh amüsant-überzeugt in einer Sonntags-Predigt.) — Nach all dem scheinen die Oesterreicher in Berlin zu den *beliebten* Ausländern zu zählen. *Wtt.*

„Wer mit einem kurzen, abgenagten Bleistift schreibt, der ist ein Redakteur." Solche Gleichnisse sind die Pointen Franz Molnars, und sie haben immer etwas Bestechendes. Aber — wie immer bei ausgesucht minutiösen Beobachtungen, deren Naturalistik aufs erste verblüffen möchte — auch das Gegenteil dieser, von einer Olympia-Hofdame gemachten Bemerkung, ist wahr: Ein Redakteur ist also auch, wer mit langen, neuen Bleistiften schreibt — denn täglich liegen die gespitzten auf dem Schreibtisch des Mannes, der somit lieber einen Stift verloren gibt als abnagt.

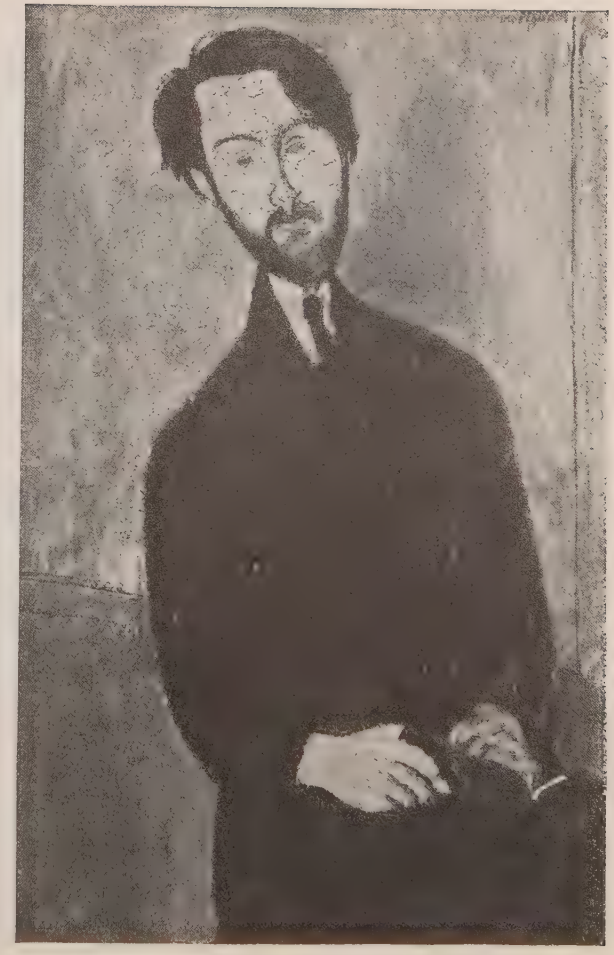
Photo Debschitz-Kunowski

Gräfin von der Groeben,
Vorsitzende der vaterländischen Frauenvereine

Die Schauspielerin Blanche Dergan.
Oelgemälde von Kees van Dongen

Photo Manuel

Die Dichterin Comtesse de Noailles



Modigliani, Der Pariser Kunsthändler Zborowski.
Oelgem.

Photo Hugo Erfurth

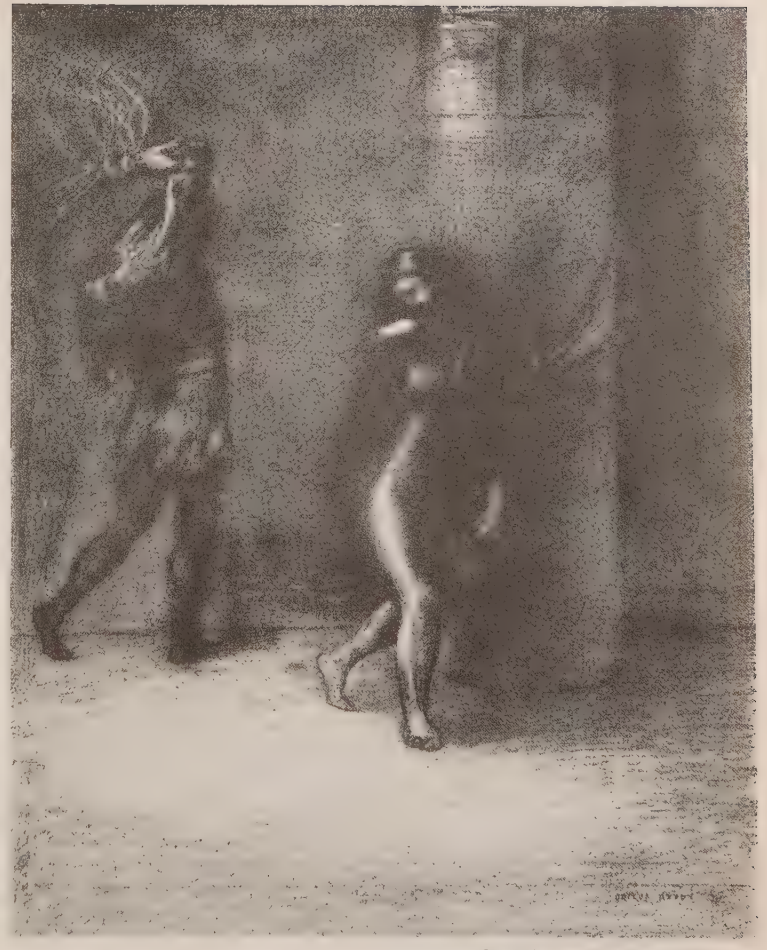
Der Architekt Heinrich Tessenow

Photo Ruth Asch

Die Dichterin Princesse Marthe Bibesco

Photo Robertson

Harald Kreutzberg in „Robespierre & Co.“, Schauspielhaus in Hannover



Graphisches Kabinett, München

Odilon Redon, Lithographie aus „Versuchung des Hl. Antonius“ (Hommage à Flaubert)

Nicht über mich — sprechen wir von den Jungs!

Von *Peter Martin Lampel.*)*

Ausgerechnet von mir wünschen Sie einen Beitrag? Ich schlage Ihnen vor: Interessieren Sie Ihr Publikum für meine Mitarbeiter. Denn wir sind ein Kollektiv — durch kein Parteiprogramm, aber durch unseren Geist und die Jugend verbunden. Der Begriff „Statist" existiert nicht bei uns, ob es nun ein Pennäler oder Rotfrontjunge ist, oder einer von den blutjungen Schauspielern Peter Wolff, Fischer, Schäfer, Hoffmann, Anklam, Koberling, Werther, einfach die „Gruppe junger Schauspieler (Fritz Genschow)". Wir sind entschlossen, sämtlichen Sprengungsversuchen, die von außen her oder von oben an uns herangetragen werden, zum Trotze verbunden zu bleiben, und daß ich restlos zu ihnen gehöre, ist klar, denn ohne Genschow, Bienert, Deppe und die anderen Jungs hätte noch keine Theaterdirektion die „Revolte im Erziehungshaus" für möglich oder interessant gehalten.

Aber es handelt sich ja nicht um mich, sondern um unsere Jungs, unsere hingerissenen, begeisterten Jungen, die Teller zerschmettern und mit Heidenspektakel über die Bühne toben.

Wie ist diese Hingabe erklärlich? Die Jungen spielen *sich,* Ueberschwänglichkeit ihrer 17 oder 19 Jahre, sie reagieren ab, sie toben alle Wut und Unterdrückung aus, sie geben restlos sich selber. Sind solche Bengels nicht prächtig?

Die Ueberraschung aber nimmt kein Ende, da kommt so 'n Junge und gibt mir ein Gedicht, mit dem er einen Klassenaufsatz mit dem Thema: „Was geht uns heute Goethes oder Lenaus Faust noch an?" beschlossen hat und abgab.

Chorus mysticus:

Alles Neuzeitliche
Ist nur ein Sch . . . dreck.
Das Frisch-Freiheitliche
Nimmt uns den Geist weg.

Die Un-Titanentat
Ist hier getan:
Der deutsche Studienrat
Zieht uns hinan!

Und nun, verehrte Redaktion, handle edel und gut und stifte jedem unserer Jungs ein Exemplar dieses Querschnitt.

Der Ruhm. In Carl Sternheims Lustspiel „Die Schule von Uznach" wird u. a. zu einem Mozart-Menuett getanzt. Als der Dichter einmal aus seinem Schloß in die Stadt fuhr und nach vielen Jahren wieder einmal eine Bar betrat, spielte der Pianist gerade dasselbe Mozart-Menuett; worauf Sternheim bemerkte: „Man sollte nicht glauben, der Ruhm welche Kreise er zieht, — hören Sie, daß mich man zitiert?"

---

*) P. M. Lampel, früher aktiver Offizier, jetzt Porträtmaler und Schriftsteller, ist der Dichter des Schauspiels „Revolte im Erziehungshaus", das von unbekannten jungen Schauspielern mit stürmischem Erfolg herausgebracht wurde. Bisher hatte Lampel sechs Dramen geschrieben, sechzig Bühnen gestürmt und keine einzige eingenommen — die Matinee der „Revolte" in einem Berliner Peripherietheater (Thalia-Theater, Direktion: Hans Felix) hat ihn über Nacht ans Licht gebracht.

Song aus den „Petroleuminseln".

Von *Lion Feuchtwanger.*

Als er so viele harte Dollars gemacht hatte,
daß er alle Böden seines Hauses damit zudecken konnte,
sah er, daß er bis jetzt noch nicht bedacht hatte,
was man kaufen könnte, das wärmte und sonnte.

Er brauchte wenig Schlaf und war 57 Jahre,
sein Magen war schlecht, sonst eigentlich war er ganz gesund.
Auch hatte er noch 26 Zähne, gute, schwer zerstörbare,
höchstens um die Taille war er etwas rund.

Er sah mit Verdruß, daß man ihm nicht entgegenkam,
als er sich jetzt Meer, Himmel, Berge und Gott kaufen wollte.
Er sah mit Verdruß, daß man hier seine guten Schecks nicht nahm
und seiner Unterschrift nicht die gehörige Achtung zollte.

Er zeigte seine Schecks den Bergen, ihren Gleichmut zu brechen;
allein die Berge schauten nicht einmal her.
Er hatte nur gelernt, von Geschäften sprechen,
doch Gott sprach nicht von Geschäften, und der Himmel blieb leer.

Da saß er jetzt mit 26 Naturzähnen und sechsen von Golde,
ein erstklassiger Bursche, mit Bankkonto, eine Pracht,
und konnte nicht kriegen, was er doch bezahlen wollte.
Wozu also hatte er die vielen Dollars gemacht?

Anton Kuh hielt einen Vortrag, der insofern ein Novum darstellt, als er den Berlinern Saures mit Esprit und Grazie gab. Die Regierung und die gesetzgebenden Körperschaften, überhaupt alles, was etwas zu sagen hat, hätte Anton zuhören sollen, denn er schied reinlich. Und er braucht nicht amerikanischer zu sein, als er ist, um die Falschheit dieser Prätention nachzuweisen. Er braucht überhaupt nicht das von ihm beschworene Ideal zu sein, um loszuziehen gegen das falsche Getue dieser Stadt: er kann ihr sagen, daß sie gerne möchte, statt zu sein, daß sie immer nur wertet, statt zu leben, und selbst Werte zu schaffen, und daß sie in gewissen Beziehungen plebejisch statt barbarisch, wie sie gern möchte. Er wertet selber, wenn auch negativ, die Stadt Berlin, er ist nicht gerade ein leuchtendes Beispiel der Unbewußtheit, wie er es wünscht, sondern er ist vom Bau und sitzt bei Schwanneke, was nicht weiter tragisch ist, denn wenn er auch manchmal sich selbst in der Eile verwundet, so sagt er es mit so viel Talent, daß wir uns einbilden, er sei unser aller Vorbild. Nur der Schlips und ein Attrappen-Taschentuch, das nicht benutzt wurde, müssen abgelehnt werden. *H. v. W.*

Egon Friedell weint um den alten Wein: „Ja früher einmal! Da war noch unser Wein was wert — — heut muß man froh sein, wenn man nach Hause kommt und das Schlüsselloch nicht gleich findt."

Suche meinen Wotan! (Schauspieler ausgeschlossen.) Adr. unter „Brunhild" an die Exp. d. Bl. *(Kölnische Zeitung").*

Wir weisen auf den Prospekt des **Kurt Vowinckel Verlag** (Berlin-Grunewald), hin, der diesem Heft beiliegt.

Der liebe Gott steht auf der Bühne.

Als er im „Faust" mitspielte, war er unsichtbar. Er wurde von Adolf Ritter von Sonnenthal gesprochen und hieß nur „die Stimme des Herrn". Raphael, Gabriel und Michael sangen ihm Hymnen in die Kulissen, er stand neben dem Inspizienten und hatte einen Dialog mit dem kauernden Mephistopheles. Dann rollte der Himmel zu, die Erzengel verteilten sich, Mephistopheles schlug sein aus Dreck und Feuer geborenes Gelächter an und sagte, was wir wissen: daß er von Zeit zu Zeit den Alten gern sehe.

Bei Molnar, in „Liliom", trat der liebe Gott persönlich auf. Er verhörte den Hendelfanger im Jenseits. Fanfaren der Engel, himmlische Detektivs und Schutzleute. Der liebe Gott hieß der Konzipist, hatte einen langen weißen Bart und einen kahlen Schädel mit schneeweißem Haarbüschel und verfuhr streng und gütig zugleich mit den Selbstmördern. Es gab ein rosenfarbiges Wolkenmeer, in dem die Seelen das Bad der Läuterung nahmen; eine Kutscherprüfung, sagte der Hendelfanger von dieser Reinigung. Der Konzipist schritt hinaus, und die Schutzleute salutierten. Auch über eine Sünderin, nach diesem Sünder, hielt der Ewige auf dem Theater oder auf dem Brettl Gericht. Es war in Kischs Prager Legende die Galgentoni, die Tonka Sibenice. Ein geflügelter Klepper zog den Wagen mit den Arrestanten und Arrestantinnen, Engel mit Palmwedeln und Teufel waren die Wachtposten, Gott hieß der Präsident des Obersten Gerichtshofs, schlummerte, blätterte in den Akten und lächelte. Orgelklang und Glockengetön, das Paradies, der feine Salon der Frau Koutsky.

Krauß als der liebe Gott in Hasenclevers „Ehen werden im Himmel geschlossen" hat die Kniehosen und das Dichterfürstenantlitz von Gerhart Hauptmann und ist von St. Peter umgeben und der heiligen Magdalena. Der Himmel ist sehr modernisiert, mit Grammophon, Lautsprecher, Tischtelephon zur Expedition und zur Kassenzentrale. Ist Hasenclevers Gott so bedenklich, wie er den Leuten schien, die gegen ihn Sturm laufen? Und darf man Gott gar nicht konterfeien, gar nicht spielen lassen? Werden wir uns klar: ob bei Michelangelo, ob bei Hasenclever, er ist menschliches Gleichnis wie jedes Götterbild. Wie auch die kleine Figur vom Holz des Feigenbaums, die ein Kongoneger geschnitzt hatte, mit einem Kopf zweimal so groß wie der übrige Körper, einem bis an die Ohren gespaltenen Mund und zwei tiefen Löchern statt der Augen, die Figur, die Baudelaire bei einem Freund sah. „Nehmen Sie sich in acht!" sagte Baudelaire zu dem Freund, der das Idol ins Kästchen zurückwarf, „wenn es der richtige Gott wäre!" Anatole France hat die Geschichte erzählt, als einen Beitrag zur Naivität des Anthropomorphismus.

Niemand, wenn er vom lieben Gott redet, ihn malt oder auf die Bühne stellt, macht sich dadurch irgend etwas mit dem verborgenen Wesen Gottes zu tun. Es sind nur die Schatten seines strahlenden Lichtes, in denen die Puppen des Theaters sich bewegen. Dahinter ist das unfaßbare Mysterium der „Betriebsleitung", des Stichworts, bei dem auch in Hasenclevers Komödie der himmlische Gerhart Hauptmann, die Achseln zuckend, an die Rampe geht. Den lieben Gott kann niemand lästern. Und niemand kann ihn protegieren, auch seine zänkische Schutzgarde nicht.

Paul Wiegler.

Aus einem literarischen Sonderheft der Schlesischen Hochschulblätter, Breslau.

Konzert.

Ein Konzert ist, — — —
Wenn man vergißt — — —;
Aber nur ein gutes.
Gewandhaus, Busch, Klingler, Rosé
z. B.

Es gibt so Schwingen des Blutes. —
Es gibt auch Mist.
Und Mist tut weh.

Bei Musik kann man weinen,
Plötzlich ganz heiß und nüchtern.

Aber ich kannte mal einen,
Der machte mich nüchtern.

Der weinte im Kino.

Da sieht man, wie zu meinen ist,
Was Weinen und Weinen ist:

Ein Regerquartett —
Und ein Schmalz im Kino.
Ein Moment bei Gott
Und bei — — — Rudolf Valentino!

Karl Ludwig Skutsch.

„Es wäre müßig, alle Schwierigkeiten und Mühen aufzuzählen, die unsere deutschen Hochschulen hindern, die eigentlich selbstverständliche Führung in jeder kulturellen Hinsicht für unser Volk zu übernehmen. Heute handelt es sich um ein „literarisches Sonderheft", das durch die allgemeine Verbreitung unter *die* studierende Jugend und darüber hinaus dazu beitragen soll, den Anschluß und vor allem überhaupt die Teilnahme für das Schrifttum der lebenden Generation zu vermitteln."

RUDOLF SCHMIDT U. CO.
ANTIQUITÄTEN G. M. B. H.
Gemälde alter Meister
Ankauf / Verkauf
BERLIN W 8, WILHELMSTRASSE 46-47. ZENTRUM 7761

Also es gibt keine Hölle..

In Southport fand kürzlich der Allgemeine Englische Kirchenkongreß statt, der sich mit der Frage beschäftigte, ob es eine Hölle gäbe. Einige Herren wollten sogar die Zahl der Teufel festgestellt haben, aber der Kongreß beschloß, für die englische Kirche die Hölle als abgeschafft zu betrachten.

(Erkenntnis und Befreiung, Wien.)

To my Ocean-Girl Friend.

Once we were fair as the flowers dear,
Tender and sweet and kind,
And every fleeting hour dear,
Closer our hearts entwined.
And I was brave and true dear,
A hero of chevalree
But — I have found out you dear,
And you have found out me.

And so we have plaid our parts dear,
On the lines, that we choose to take,
We have not broken our hearts dear,
Hearts like ours don't break.
I fear our love was not true dear.
I know, we are glad to be free,
For — — I am tired of you dear,
And you surely tired of me.

Für G. Z. von G. V.

In der neuen Bedürfnisanstalt an der Danckelmannstraße in Berlin-Niederschönhausen (Spielwiese am Volkspark Schönholzer Heide) ist ein Verkaufsraum für Obst, Süßigkeiten, alkoholfreie Getränke, Rauchwaren und Druckschriften auf die Zeit vom 1. Juni 1926 bis zum 31. März 1929 zu vermieten.

Die Bedingungen und Angebotsvordrucke können vom Bezirks-Tiefbauamt Pankow (Rathaus Niederschönhausen, Zimmer 51) gegen Zahlung von 50 Pf. bezogen werden.

Berlin-Pankow, den 7. Mai 1926. Bezirks-Tiefbauamt.

(Berl. Gemeindeblatt.)

Schuld gebar Leid, aber das Leid wurde mein Erzieher. Welche Schönheitsfreundin, die mir Verstehen und Vergeben entgegenbringen kann, will mir Lebenskamerad werden? Dringend erwünscht wäre mir ein Briefwechsel mit einer Schönheitsfreundin, die auch für das Okkulte Interesse hat; lege hauptsächlich Wert auf ein Sichfinden auf astrologischer Grundlage, denn die Sterne lügen nicht. Bin geboren am 2. 12. 95, 9,30—9,45 Uhr vorm. in + 47° 39' geographischer Breite und 7°/49' geographischer Länge östlich v. Greenwich, bin Kaufmann, evangel. (Obersekundareife). Zuschriften mit Bild unter Sonne Trigon Jupiter 4597 an den Verlag der Schönheit. *(Die Schönheit.)*

Mae West.

Von *Edith von Térey (New York).*

Nein, Miß West sei nicht zu sprechen, sagte die parfümierte Mulattin. Sie sei müde und habe Kopfweh.

Ich drang trotzdem mitleidslos auf ein paar Minuten Audienz: Mein Gott, sie ist ein Mordsweib und die Tochter eines Preisringers!

Hinter den Kulissen ist es doch immer armselig, selbst bei Mae West, die immerhin Dichter, Regisseur und Schauspieler in einer Person ist, und die in den letzten zwei Jahren zur sensationellsten Bühnenerscheinung des Broadway heranwuchs.

Vor dem Toilettenspiegel der winzigen Garderobe sitzt Mae, phantastisch geschminkt, wie ein schönes, träges Raubtier nach dem Kampfe ... weiß und rosa ... unbeweglich hinter ihr steht die Mulattin; Manets versinnlichte „Olympia". Mit übergroßen violett ummalten Augen mustert sie gleichgültig den Besucher.

Man sagt, sie spräche im Leben denselben nasalen Dialekt ihrer dunklen Brooklyner Jugend, den sie auf der Bühne bevorzugt, und ihre Worte seien ebenso zynisch wie ihre Stücke. Nach „Diamond Lil" empfange sie ihre Bewunderer im Kostüm des Stückes, einkorsettiert, hochbusig, hochfrisiert, mit Diamantenstehkragen im Stile der „gay nineties". Auch sei sie die einzige Frau Amerikas, die das Ideal der Schlankheit verabscheue und Kurven betone.

Vielleicht war es wegen des Kopfwehs — aber sie war weder übertrieben zynisch noch nasal, aufkorsettiert in weichem Spitzenpeignoir mit einem weißen durchsichtigen Turban um den Kopf. Nein, sie sei nur in ihren Rollen fürs Ueppige, in Wirklichkeit, dies könne ich doch sehen, sei sie eher schlank, nur hundertdreißig Pfund.

Eine sehr banale Frage: „Sie müssen sehr glücklich sein bei so viel Erfolg?

„Nicht immer, besonders nach dem, was mit meinem letzten Stück geschehen ist. Man hat nämlich die zweite Aufführung ihres Stückes „Pleasure man" nicht abgewartet, sondern am Ende der ersten polizeilich eingegriffen. Der Abtransport der „Frauenimitatoren" im grünen Wagen war vielleicht das tragikomischste Ereignis der Theatergeschichte am „Great White Way".

SOEBEN ERSCHIEN DER ERSTE BAND DER

GESCHICHTE DES KUNSTGEWERBES

ALLER ZEITEN UND VÖLKER

In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von Dr. H. Th. BOSSERT

In dem Band werden behandelt: Steinzeit, Völkerwanderungszeit, Skythen, Mittelmeerkulturen u. a.

Das Werk ist in 6 Bände eingeteilt. Jeder Band umfasst annähernd 400 Seiten mit etwa 1000 Textabbildungen sowie 28 Sondertafeln, von denen 8 farbige Wiedergaben zeigen.

Preis pro Band in Halbleder gebunden 42 Mark.

Die Geschichte des Kunstgewerbes ist eine notwendige Ergänzung jeder Kunstgeschichte.

VERLAG ERNST WASMUTH A. G. BERLIN W 8

„Sie sagen, ich sei degeneriert, weil ich Männer in Frauenkleidern auf die Bühne gebracht habe", sagt sie müde. Aber sie strengt einen Prozeß an und behauptet, vor seiner günstigen Entscheidung kein neues Stück mehr schreiben zu wollen. Die Polizei muß doch gestraft werden, denn es ist nicht das erstemal, daß sie Mae West Schwierigkeiten macht. Ihr erstes Stück *„Sex"* wurde, nachdem es elf Monate über die Szene gegangen war, konfisziert, Mae verklagt und eingekastelt, was den Anfang ihres großen Aufstieges bedeutete. Einige Monate später wurde sie als Ehrengast des Women National Democratic Club gewählt.

Mae spielte schon mit zehn Jahren in *„Little Lord Fauntleroy"* und sang zwischen den Szenen. Dann Vaudeville, wo sie unter anderem auch Gewichte hob (was man ihr heute noch glauben kann) und als erste den Shimmy tanzte. Dann spielte sie in einer Revue Cleopatra und schaute sich nach neuen Rollen um. Da sie keine fand, die ihr paßten, fing sie an, Stücke zu dichten und schrieb sich Rollen auf den eigenen Leib.

„Wie ich meine Stücke schreibe? Zuerst denke ich mir eine Handlung aus, dann suche ich mir die Leute aus, die sie verkörpern, irgend welche, es brauchen keine Schauspieler zu sein. Ich verkehre mit ihnen im Leben — dann stelle ich sie auf die Bühne, lasse sie sprechen, gelegentlich auch schreiben. Man kann nie wissen, wie sich Charaktere entwickeln, bevor man sie nicht auf der Bühne gesehen hat. Know what I mean?"

Manchmal benützt sie auch Teile von Arbeiten anderer, wie zum Beispiel in *„Diamond Lil"*, deren Programm sagt: by Mae West, suggested by Mark Linder. Das Stück spielt in den „gay nineties", in den slums New Yorks, und ist ohne Mae in der Titelrolle schwer denkbar. Sie ist die Königin eines Freudenhauses, eine Nana New Yorks, mit merkwürdig konvulsivisch-rhythmischem Zucken des trägen Körpers und einer heiseren, zwingenden Stimme. Groteskerweise hat sie es auf den Heilsarmee-Kapitän abgesehen, der sie und die Kolleginnen retten möchte. Das Heilsarmeegebäude steht wegen Mittellosigkeit vor Verkauf. Diamond Lil, generös wie viele ihres Berufes, hilft anonym zum Rückkauf, um den Kapitän nicht als Nachbarn zu verlieren. Dies erinnert an Wedekind, von dem Mae, ungebildet wie sie nun einmal ist, gewiß noch nie gehört hat. Nur mit dem Unterschied, daß Wedekind im guten Sinne tendenziös war, während sie ganz offen bekennt: „Sie verlangen Schmutz, und ich gebe ihnen Schmutz."

Mae West hat im Laufe des Frühjahrs zwei ihrer Stücke nach Berlin verkauft. Sie weiß nicht, was mit ihnen geschehen, scheint sich auch nicht darüber zu beunruhigen. Die Selbstsicherheit dieser Frau ist monumental. Ich glaube, daß sie keinen Moment am glücklichen Ausgang ihres Prozesses zweifelt. Diamond Lil zweifelt auch keinen Moment an der Niederlage des frommen Kapitäns. Als er am Schlusse des letzten Aktes ihr rettungslos verfallen in die runden Arme sinkt, sagt sie mit gleichgültiger, heiserer Stimme, in der ein bißchen Verachtung vibriert: *„I knew you could be had!"*

Rudolf Forster in Gerhard Menzels „Toboggan“ (Theater in der Königgrätzer Straße, Berlin)

Photos Elli Marcus

Marie Koppenhöfer und Eugen Klöpfer in Feuchtwangers „Petroleum-Inseln“ (Staatstheater, Berlin)

Photo Elli Marcus

„Revolte im Erziehungshaus“ von Peter Martin Lampel (Berliner Aufführung)

Ausstellung Gal. Thannhauser

Richard Seewald, Venedig. Oelgem. 1928

Photo Zander & Labisch

Margarethe Freifrau von Coburg

Photo-Schmidt

„Schwergewicht“ von Ernst Krenek (Berliner Staatsoper)

Photo Ufa

Die amerikanische Filmdiva Laura La Plante

Globophot

Gemästete arabische Odaliske

Komödie von 11 bis 1. Alle Jahre wieder — die Idee ist gut, denn der Deutsche kann nicht oft genug an die Oeffentlichkeit gezerrt werden, wir müssen ein Forum haben oder Hyde-Park-Versammlungen, nur damit wir unseren unkontrollierten Schlendrian loswerden.

Es fragt sich nur, ob solche Stücke das Richtige sind, wie „Es hat nicht sollen sein" von Shaw und das „Märchen" von Goetz, ob man nicht vielleicht mal etwas Englisches oder Französisches im Original spielen, und ob man nicht überhaupt mal etwas hätte riskieren sollen, statt dieser zahmen Wohlerzogenheiten.

Die neue Entdeckung war Herr v. Grunelius, der einen Lord gab. Er sah etwas zu gut für diesen aus. Es war ein Ideallord, wie ihn das Inselreich noch nicht gesehen hat, und der sehr langsam ging. Dieser Lord hat einen Butler (Herr v. Dörnberg), der sich erlaubt, Witze zu machen, einen nach dem anderen, und zwar auf eine Weise, die entweder ein für allemal abzustellen war, oder aber ein für allemal durchgelassen werden müßte. So eine verkappte Frozzelei eines Lords durch seinen Butler war sicher auch noch nicht da. Auch war es unseres Ermessens auffällig und selten, daß ein Butler mit Vornamen (Charlie) angeredet wurde (was sage ich: Nickname!), angeblich, weil er Bottomley hieß, welcher Name indezent wirken soll. In welchem Sinne, ist nicht ganz klar und tut auch nichts zur Sache, denn es handelt sich um ein „Märchen".

Vielleicht war auch das „Märchen" ein bißchen zu gut angezogen. Auf alle Fälle war es äußerst wirksam, wie es in der Gestalt der Baronin Goldschmidt-Rothschild plötzlich zehn Minuten vor dem spleenigen Schuß aus dem Vollmond heraus im Fensterrahmen steht, der auf einen schönen Park hinausgeht. Diese Rolle ist für die Baronin Goldschmidt-Rothschild direkt geschrieben, es ist eine Paraderolle mit allen schillernden Eigenschaften, die damit verbunden sind. Sie sah aus, wie ein Märchen aussehen muß: dunkel, hübsch und zart, und doch dabei ungemein praktisch und direkt, so daß es eine Selbstverständlichkeit ist, daß der Lord eingefangen wird. Sehr märchen-like, aber das nächste Mal möchte man vielleicht mehr Wirklichkeit.

Wer weiß nicht, daß die Baronin Pu Thüna eine unserer ersten Schauspielerinnen ist? Man braucht auf sie keine Rücksicht zu nehmen. Wieder jonglierte sie mit ihrer Rolle mühelos herum, so daß der arme Devaux, wenn er nicht von Natur aus so sympathisch gemütlich veranlagt wäre, es schwer gehabt hätte als der lover seiner überaus kalt und elegant spielenden Dame. Hulle (Paul Huldschinsky) ist mehr für Film veranlagt, wo er Fabelhaftes leistet, die Baronin Nadine Uexküll ist zauberhaft anzusehen, geht schön, sitzt schön, spricht schön. Die einzige dramatische Handlung in dem Stück war das Erschrecken von Hulle darüber, daß der Platz, auf den er sich setzen wollte, noch warm war. Er schnellte ausgezeichnet wieder hoch.

Wir, das wundervoll assortierte Publikum, möchten das nächste Mal möglichst keine Rollen sehen, sondern die Darsteller, wie sie sind. Liebhabertheater sind dazu da, daß man mal eine Luxusidee verwirklicht, daß man sich auf diese Weise das Leben selber ansieht, ohne daß irgendein Fremder einem fremde Rollen aufdividiert. Das wäre das richtige Dilettantentheater. *H. v. W.*

Journalisten-Geschichten.

Mark Twain war einige Zeit lang Redakteur eines Winkelblättchens in Norddakota, das er und ein paar Cowboys gewissermaßen mit dem Lasso und nicht mit der Füllfeder schrieben. Eines Tages bekam er ein sehr schönes und wahrhaft tiefempfundenes Gedicht eingeschickt, dessen Titel lautete: „Warum ich lebe". Mark Twain antwortete im Briefkasten: „Weil Sie's uns mit der *Post* geschickt haben!".

*

Ein Mann mit einem blauen Auge betrat die Redaktionsräume des „Arizona Kicker" und legte dem Chefredakteur ein Manuskript vor. Aber der Chefredakteur sah sich gar nicht erst das Manuskript an, er deutete nur nach dem blauen Auge des Schriftstellers und fragte ihn: „Wem haben Sie dieses Manuskript schon angeboten?"

*

Vor Jahren soll er einmal einen Artikel geschrieben haben, der Journalist K., aber seither ist nichts Ordentliches mehr herausgekommen. Mein Gott, auch von einem Artikel kann man leben: siebenmal hat ihn K. schon der „Morgenröte" angehängt, natürlich immer unter einem andern Titel. Und als er sich dann schon selbst schämte, den Leuten den Artikel zum achten Male zu verkaufen, ging er zu den „Abendglocken", allwo der Artikel am nächsten Tage prompt erschien. Am nächsten Tag läutete das Telephon bei K. Sturm. Am Apparat war der Chefredakteur der „Morgenröte": „Herr K., das ist eine Gemeinheit, uns geben Sie lauter Dreck ... gestern in den „Abendglocken" — sehen Sie, so etwas möcht' ich einmal von Ihnen kriegen!"

*

E. E. Kisch bekam aus Aachen folgenden Brief: „Ich habe Ihre herrliche Groteske ‚Salzburg ist die Hauptstadt von Salzburg' im Prager Tagblatt gelesen. Da ich nun einerseits in sehr prekären Umständen lebe, anderseits aber gehört habe, welch' ein prächtiger Mensch Sie sind, bitte ich Sie, mir zu gestatten, diese Groteske unter meinem Namen in einer hiesigen Zeitung zu publizieren, vielleicht kann ich auf diese Weise etwas verdienen. Doch müssen Sie mir erlauben, den Titel ‚Salzburg ist die Hauptstadt von Salzburg' (diese Stadt ist doch zu entlegen) umändern zu dürfen in: „Aachen ist die Hauptstadt von Aachen'!"

*

Ein ungarischer Journalist war gestorben. Er wollte in den Himmel. Man ließ ihn nicht rein. Er wollte in die Hölle. Man ließ ihn nicht rein. Da siedelte er sich auf einem einsamen Planeten an. Eine Woche später hatte er eine Pressekarte für den Himmel und für die Hölle.

Protektion. Sehr geehrter Herr Zuckmayer! Als Namensschwester Ihrer neuesten Schöpfung frage ich an, ob Sie die Liebenswürdigkeit hätten, mir zur Uraufführung 2 Karten vielleicht zu ermäßigten Preisen zuzuschicken. Für Ihre Freundlichkeit im voraus herzlichen Dank.

Hochachtungsvoll

Katharina Knie, Rehbrücke b. Potsdam.

Rolf v. Hoerschelmann

OMER-J.-B. RENDU

PEINTRE-ARTISTE FRANÇAIS, LAURÉAT-MÉDAILLÉ

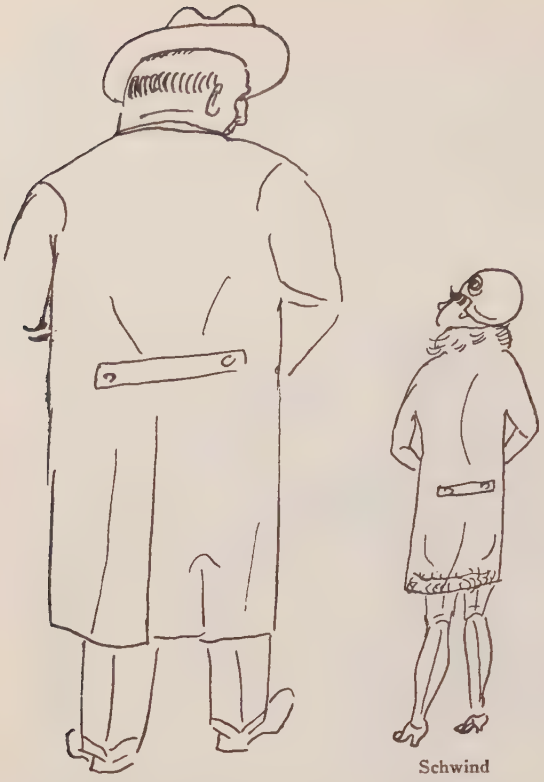
Champion des Salons de Paris depuis plus de vingt-cinq ans. Tous les genres, huile, aquarelle, pastel, garantis inaltérables. Miniaturiste.

Procédés brevetés. Peut faire aussi le buste en sculpture.

Mentions flatteuses dans les journaux parisiens et autres. Distinctions honorifiques.

Oeuvres dans les Musées.

SE REND A DOMICILE



Schwind

Meine GRÖSSE.

Von *Wolfgang von Schwind.*

Glauben Sie wirklich im Ernst, Herr Querschnitt, daß es ein Vergnügen ist, groß zu sein? Ich werde Sie gleich vom Gegenteil überzeugen. —

Auf der Schule — ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, im königlich bayerischen Kadettenkorps meiner Jugendjahre beraubt zu werden — wurde bei jedem Unfug, der passierte, immer ich erwischt, gleichviel, ob ich schuldig war oder nicht. Ich war jedenfalls in der Nähe und wurde gesehen, da ich über meine Kameraden immer um mehr als Haupteslänge hervorragte. — Schließlich hielt ich mich selbst für einen ausgemachten Verbrecher.

Davon, daß ich sechs Jahre lang die Tortur erdulden mußte, auf zu kleinen Schulbänken zu sitzen, und niemals nach Schluß des Unterrichts das Lokal verließ, ohne daß mir die Beine eingeschlafen waren, rede ich weiter nicht.

Ich schweige von all den Qualen, die ich durchmache, wenn ich mich auf gewöhnliche Stühle setzen muß. Die meisten Cafés sind für mich unbesuchbar aus sitztechnischen Gründen. — Wenn ich, was Gott tunlichst verhüten möge, eine Fahrt 3. Klasse in vollbesetztem Coupé unternehmen muß, so ist mir jedesmal danach, wie wenn ich von einem Folterstuhl herabkäme. — Da möchte ich übrigens mal die Frage aufwerfen: „Welcher Sadist konstruiert eigentlich die Eisenbahnwagen 3. Klasse?“

Groß zu sein ist nur schön, wenn man weit über 2 Meter mißt. Wie zum Beispiel der noch unvergessene preußische Militär, der es infolge seiner imposanten Figur, er hatte über 2 Meter 10 Zentimeter, bis zum Generalleutnant brachte, oder wie die weltbekannten Riesen, deren größter eine Länge von 2 Meter 68 Zentimeter erreichte und infolgedessen nie etwas zu arbeiten brauchte.

Aber solche Leute sterben meistens früh, und dazu habe ich auch keine rechte Lust.

Ich bin also leider ein zu kleiner Riese.

Ein einziges Mal wäre es mir beinahe gelungen, mir mit meiner Größe mein Brot zu verdienen.

Es war im ersten Jahr des Krieges. Ich trieb mich beschäftigungslos in Barcelona herum und sah mit bangem Herzen, wie meine mitgebrachten Moneten von Tag zu Tag zusammenschmolzen. Eines Tages machten wir, ein kleiner Schweizer Ingenieur namens Lüthi und ich, unsern gewohnten Bummel auf dem Encantes, dem Trödelmarkt. Ich schnüffelte gerade in einem großen Haufen der auf dem Boden ausgebreiteten Gegenstände herum, als ich bemerkte, wie sich mein kleiner Freund mit einem Katalanen unterhielt.

Leider verstand ich damals noch keine fünf Worte Spanisch.

„Der Mann da," sagte Lüthi lachend, „fragt an, ob du Lust hast, dich engagieren zu lassen." — „Als was denn?" — „Als Riese!!"

„Als Riese?" antwortete ich, „dazu bin ich doch viel zu klein." — „Er sagt," dolmetschte Lüthi weiter, „er reiste schon seit Jahren mit Riesen und hätte noch nie einen so großen Riesen gehabt."

Bueno, sagte ich, wenn ich ihm groß genug bin, warum nicht!

Wir begaben uns selbdritt in eine Kneipe, wo die Engagementsverhandlung durch Vertilgung einiger Copitas anis del mono, dem Nationalschnaps, eingeleitet wurde.

Die Versprechungen waren nicht übel. Er, mein Unternehmer, wollte das Zelt liefern, ich sollte als Kapital mich einbringen. Lüthi sollte das Recht haben, an der Kasse zu sitzen, und die Einnahmen sollten zu gleichen Teilen zwischen uns geteilt werden.

Im Verlauf der Verhandlungen wurde ausgemacht, daß ich des pikanteren Reizes wegen lieber als Riesendame auftreten sollte.

Ich ließ mir nun den Kontrakt genau übersetzen und konstatierte zu meinem Schmerz einige Paragraphen, die mir nicht ganz unbedenklich erschienen.

Daß der Katalane sich das Recht vorbehielt, mich afterzuvermieten, schien mir doch nicht so ganz geheuer, wie denn überhaupt der Vertrag schließlich darauf hinauskam, daß ich lebenslänglich sein Sklave geworden wäre, ja, daß er noch nach meinem Tode mein Skelett hätte mit sich schleppen können.

Das war mir doch ein wenig zu riskant, und so setzte ich aus eigener Machtvollkommenheit noch den kleinen harmlosen Passus auf das Papier: „Beide Kontrahenten haben das Recht, den Vertrag vierzehntägig zu kündigen."

Darauf wollte er nicht eingehen, und so ist aus der einzigen Gelegenheit, wo ich aus meiner Größe hätte Kapital schlagen können, nichts geworden.

Sie sehen also, lieber Herr Querschnitt, es schaut nichts dabei heraus, so groß zu sein. Man fällt nur unnütz auf, macht sich Ungelegenheiten und auch manchmal Todfeinde. Fragen Sie nur meine Freunde Baruch und Kaufmann von der Theaterkunst.

Das ganze Personal seufzt, wenn auf einem Zettel steht, daß ich wo mittue.

Die Operateure beim Film sind auch wütend, wenn mich ein Regisseur engagiert. Sie behaupten, sie brächten mich nicht in die Objektive, entweder sei mein Kopf oder meine Füße nicht drauf.

Aber was soll man machen, man muß sich abfinden, und mein Freund, der kleine Berisch, ist mit seiner Figur auch nicht ganz einverstanden. Das tröstet mich noch ein bißchen.

Drei Tauber und ein Goethe

Photos: Schenker, Dährkoop, Schein — Zeichnung, Hane

Es taubert!*)

Eine Schallplatten-Hymne von *Waldemar Lydor.*

F ü r d i c h a l l e i n tön' meine Leier,
L i n d s t r ö m' ein S t ä n d c h e n deiner Kunst!
Z u e i g n u n g macht das Herz mir freier,
E s m u ß g e l i n g e n, mit Vergunst!
Die Frau'n bekennen ungezwungen:
„D u h a s t m i t d e i n e m Z (T) a u b e r l i e d
Dich in mein zitternd Herz gesungen,
D e r L e n z i s t d a! — Es grünt und blüht!" —
Die M ä d c h e n m i t d e m r o t e n M ü n d c h e n
Woll'n dich z u j e d e r Z e i t umwerben.
„W i l l s t d u", so fleh'n sie Stund' um Stündchen,
„I c h k ö n n t' a u s L i e b e f ü r dich sterben!" —
J a, d a s a l l e s, a u f E h r',
Könntest du und noch mehr.
Doch du singst sicher monogam:
„I c h k ü s s e I h r e H a n d, M a d a m e!
N i c h t k l a g e n, Kind, ich weiß genau,
D i e s c h ö n s t e n A u g e n h a t m e i n e Frau.
O w e i n e n i c h t, L i u, dir Augenrändchen,
L e b' w o h l, M i g n o n, grüß' L o r e l e i!
Herrjeh, w i e e i s k a l t i s t d i e s H ä n d c h e n,
G i n g d a n i c h t e b e n d a s G l ü c k v o r b e i?
K ü ß m i c h z u m l e t z t e n m a l, Natascha,
A m M e e r hast du mich oft gehabt.
A m R h e i n b e i m W e i n, froh wie ein Pascha,
H a b' i c h a m a l a R ä u s c h e r l g' h a b t!
Ich fahr' nach W i e n, d e r S t a d t m e i n e r Träume,
Als T o m, d e r R e i m e r, glückbelohnt.
I m P r a t e r blühn s c h o n wieder die Bäume,
W i n t e r s t ü r m e w i c h e n d e m W o n n e m o n d:
A c h, l e i s e f l e h e n m e i n e L i e d e r:
G e r n h a b e i c h d i e F r a u' n geküßt.
Ich denke an F r i e d e r i k e wieder,
Die m e i n e S o n n e gewesen ist.
I c h w e r d e s i e n i c h t w i e d e r s e h e n,
O M ä d c h e n, m e i n M ä d c h e n, wie lieb' ich dich!

— — — — — — — — — — — — — — —

*) Aus: „Richard Tauber. Herausgegeben von Heinz Ludwigg. Vorwort von Leo Blech." (Otto Elsner Verlagsgesellschaft, Berlin.)

Schwergewicht im Harem.

Das ist eine der originellsten und amüsantesten Ausstellungen, die Berlin je gesehen hat: „Orientalischer Kult des Intimen", dargestellt in Pastellen eines morgenländischen Malers, zu sehen in einer Gemälde-Galerie Ecke Leipziger und Friedrichstraße.

Eine Schreckenskammer der Wollust könnte man den Raum nennen, von dessen Wänden diese Bilder auf uns herabschauen. Wir sehen daraus etwas Interessantes: während bei uns im Abendland Schlankheit zurzeit immer noch das Ideal der modernen Frau ist, züchtet der Orientale künstlich möglichst dicke Frauen. Der Aussteller versichert, daß diese Darstellungen weder Karikaturen noch eine phantastische Stilrichtung sind, sondern naturgetreue Wiedergabe existierender Frauentypen und Liebesszenen aus dem Orient. Nach seinen eigenen Erfahrungen gibt er zum besseren Verständnis der Bilder einige Erklärungen:

„Die Erotik des Orientalen begehrt strotzende Formenfülle des weiblichen Körpers, und um nach dieser Richtung hin sein Ideal zu erreichen, werden mit großem Aufwand und mit noch größerer Sorgfalt nach alter Ueberlieferung *Mastkuren* angewandt, deren Auswirkung unglaubliche Ueberextreme der weiblichen Formen ergibt."

„Wieviel wiegen denn diese Monstren?"

„Durchschnittlich sechs Zentner; es kommen aber sogar auch acht Zentner vor! Der Wert steigt mit dem Gewicht. Der Besitz eines solchen Wesens befriedigt vor allem die Eitelkeit und den Rangstolz; denn der Unterhalt derartiger Frauen bedeutet einen Luxus, den sich nur der reiche Mann erlauben kann. Doch auch in öffentlichen Häusern werden solche Frauen gezüchtet. Europäer bekommen solche Typen nur zu sehen, wenn sie gute Freunde in der einheimischen Lebewelt haben."

„Und wie ist die Aufmachung im übrigen?"

„In allen Farben der Rose prangend, vom zartesten Weiß bis zum sattesten Purpur, teils von Natur, teils, dank Salben und Schminken, in seidigem Goldbraun und samtenen Olivtönen erglänzend, mit blauschwarzen oder hennaroten Mähnen und Riesenzöpfen, künstlich verstärkt und verlängert, lassen sich diese Huldinnen in ihrer grotesken Aufmachung bewundern. Die Bekleidung ist mehr entblößend als verhüllend und nur darauf zugeschnitten, die süße Dreihundert-Kilo-Last so verlockend wie möglich zur Schau stellen.

„Können sie sich denn überhaupt bewegen?"

„Zum Transport werden Sänften benutzt, die von zwei kräftigen Dromedaren getragen werden. Für Hilfeleistung beim Ankleiden, Baden und sonstigen Verrichtungen wird ein Troß von Dienerschaft aufgeboten, da solche Wesen sich ohne Hilfe nicht erheben können."

„Nun erklären Sie mir bitte die Hauptsache . . ."

„Für den Genuß gezüchtet, ist die Odaliske zugleich dem Kuß entmästet, da ihre Tugend besser als durch Haremswächter durch das Bollwerk des Leibes und die Brustwehr des Busens geschützt ist. Um im allgemeinen die Erotik des Orientalen zu kritisieren, mag es nach dem Gesagten befremdlich

erscheinen, wenn man von ihr sagt, daß sie — obwohl extrem und genußbewußt — frei von Schmutz, *diszipliniert, natürlich gesund* und dank überlieferter, Jahrtausende alter Kultur in ihrem innersten Wesenskern *sinnig harmonisiert* ist."

Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Angaben muß man dem Aussteller überlassen. Die Bilder machen jedenfalls den Eindruck der Echtheit und illustrieren das oben Gesagte auf das komischste und eindringlichste. Vielleicht beschäftigt sich das Institut für Sexualwissenschaft einmal wissenschaftlich mit diesen Dingen. Dem „Laien" kommt die Erinnerung an Heines:

„Diese vollen Gliedermassen
kolossaler Weiblichkeit
sind nun ohne Widerstreit
meinen Wünschen überlassen"

und er bedauert, daß nicht statt der vielen Bilder wenigstens ein Exemplar dieser sonderbaren Vertreterinnen des „schwachen" Geschlechts hier in natura zu sehen ist.

Dr. Geno Ohlischlaeger.

Die Ausstellung chinesischer Kunst, die von der Gesellschaft für ostasiatische Kunst in der Akademie der Künste zu Berlin veranstaltet wird, ist eine der bedeutendsten ihrer Art. Die hervorragendsten Sammlungen des Inlandes wie des Auslandes sind durch Leihgaben vertreten. Wir nennen nur die Sammlung Eumarfopeulas in London, die Sammlung Stoclet in Brüssel, die Sammlung Kochlin in Paris, ebenso wie des Louvre und der Musée Grumet. Aus Rußland kommen die berühmten Funde der Expedition Kozlow, die bisher überhaupt noch nicht öffentlich gezeigt worden sind. Die Ausstellung umfaßt Gemälde und Skulpturen, Keramik, einschließlich Porzellan, Bronzen, Gold- und Silberarbeiten, Jade, Lacke, Gewebe und Teppiche. Sie ist vom 12. Januar bis zum 2. April täglich von 10 bis 5 Uhr geöffnet.

TUCHOLSKY

RHEINSBERG

86. bis 90. Tausend
Leinenband M 2.—

erzählt von der Wochenendfahrt zweier junger Großstadtmenschen. Zartes erotisches Erleben eines warmen Sommertages wird hier gestaltet mit jener feinen Ironie, die von allen Dingen weiß und doch nichts durch dieses Wissen zerstört.

AXEL JUNCKER VERLAG G.M.B.H. / BERLIN W 15

RADIO-QUERSCHNITT

Von *Walter Jäger-München.*

Rückblick auf das letzte Vierteljahr: im Mittelpunkt *Schubert-Feiern,* wo man auch hinhorchte. Seine Musik, sein Name, sein kurzes reiches Leben, Anekdoten um ihn, Briefe von ihm, Vorträge über ihn, Festreden, Aufführungen seiner vergessenen Opern und Singspiele einschließlich des „Dreimäderlhauses" — nichts blieb uns erspart. O Gott, wer konnte das alles in sich aufnehmen, wer drohte nicht in den Wellen, die, schubert-erfüllt, von allen Seiten auf uns einstürmten, zu ertrinken? Man hörte also am besten gar nicht und schnitt vor allem vor den offiziellen Reden alle Drähte durch. Offiziellität sollte man denn doch nicht übertragen. Ueberhaupt sollte man aus der Schubertfeier lernen, nämlich 1. Keine Zeit-, Geld- und Kraftvergeudung bei großen gemeinsamen Anlässen (wozu auch die sogenannten „Gemeinsamen Veranstaltungen europäischer Sender" gehören), sondern Zentralisierung, ein Muster- und Meisterprogramm, eine gute Funk-Rede, auf alle Sender übertragen — Schluß! — 2. Man verschone den Rundfunk mit offiziellen Feiern. Sie mögen wohl nicht zu umgehen sein, aber der Funk umgehe sie. — 3. Der Rundfunk braucht im Grunde gar keine Gedenkfeiern; er gedenkt immer, täglich, irgendeines Großen, und Schubert kommt bei ihm wahrlich nicht zu kurz.

Natürlich gilt dies im Wesentlichen für die Musik. Bei der Dichtung geht es nicht so glatt und zentralistisch; denn sie ist an die Sprache gebunden. Aber auch hierbei kann der Rundfunk zur Zentralisierung steuern. Für Deutschland: nicht neun Einzelfeiern an neun Hauptsendern, sondern eine, die auch wirklich eine ist. Nicht drei Aufführungen von Kaisers „Gas" nebeneinander, sondern eine an dem Sender mit den besten Möglichkeiten dafür. Diese Forderung wurde wenigstens beim Reclam-Jubiläum im Oktober befolgt, das Leipzig zu feiern übernahm und übertrug. Machtvollste Konzentration bei der Uebertragung des Zeppelin-Empfangs in Lakehurst (mit langweiligstem Sprecher der Welt), in Berlin mit lebendiger Funkreportage Alfred Brauns. *Funkreportage* im besten Sinne ist hier die Reihe „Der Journalist spricht . . .", was bisher radiofeuilletonistisch gut gelang. Damit dringen Probleme, Nöte, Sorgen des Alltags in die Musealität des Funks, wie es Breslau zuerst tat mit offenem „Blick in die Zeit" und für die Zeit, den München unter Anlegung von Scheuklappen nachzuahmen sucht, Frankfurt mit der Reihe „Die neue Zeit" mit Glück und Frechheit mimt. Es ist nämlich nichts damit getan, die Zeit einzufangen, wenn man mit dem Mikro auf die Straße oder in die Vergnügungsstätten geht (Berlin) oder mit einem Hapag-Dampfer ein Stück die Elbe hinunterfährt (Hamburg) oder gar auf die Zugspitze klettert und schildert und liebelt und zur Zupfgeige schuhplattelt (München), sondern das Leben läßt sich nur künstlerisch formen oder kritisch betrachten und packend auf Wellen senden. Sein naturalistischer Abklatsch wirkt fad. So gelang Breslau die Hörrevue *„Achtung Straßenkreuzung!"* von *F. W. Bischoff* immerhin so, daß ein künstlerischer Eindruck haften blieb.

Damit ist bereits die Bemühung um die Form des Hörspiels berührt. *Hagemann,* der große Theoretiker, erwachte zum Funktheaterpraktiker. Seine

Dialoge der Weltliteratur (Platon, Edda, Gobineaus „Renaissance“) waren glückhafte Versuche, theaterfremde Dichtung hörbar zu machen. In Leipzig gelang Gleiches mit „Hiob“. Aber die „Michael-Kohlhaas“-Verfunkung Bronnens — nein, laßt mich schweigen. Kleist rotierte im Grabe. Eugen Klöpfer rettete die Verirrung. — Doch Bernard Shaw! Ein Funkheil seinem Einzug! „Zurück zu Methusalem“, von Hagemann inszeniert, machte Appetit auf mehr von ihm. Was wohl bald kommen wird. — Stärkste seelische Wirkungen gingen aus in München von „Michael Hundertpfund“ (Eugen Ortner) und „Toboggan“ (Gerhard Menzel), zwei um den Theatererfolg Ringenden, denen der Funk weite, wenn auch nur einmalige Plattform war. Grabbes „Napoleon“, theaterspröde Drama, erlebte, musikalisch und regiemäßig gestrafft, Auferstehung. Irene Trieschs sonst nicht mehr ganz zeitgemäße Sprechkunst führte „Die Troerinnen“ von Euripides-Werfel zum Siege (Breslau). In Hamburg wurde Byrons „Cain“ trotz heißem Bemühen nicht das erwartete Erlebnis; aber die Rekonstruktion des Sokrates-Prozesses durch Robert Walter gab durchaus ein Hörbild, wie es nicht besser in Form dramatischer Funkreportage im Senderaum gestaltet werden konnte. Unvergessen auch zwei Aufführungen in Frankfurt: der „Wallenstein“, kriegerisch, knapp, unpathetisch, mit scharf getrennten Stimmen, und „Herr Lamberthier“ von Verneuil, voller Spannung, prachtvoll gespielt. Beide Male Ben Spanier rühmlicher Regisseur. In Stuttgart aber spukte gleich zweimal „Der Müller und sein Kind“. Genügsame Hörerschaft!

Aber auch genügsame Sendegesellschaft. Trotzdem Programm-Austausch des Besten. Die *Nachtprobe im Frankfurter Schauspielhaus* wurde zum Kuriosum des Programms, aber nicht mehr als dies. Gehört zu nicht befriedigender Funkreportage. Jedes Zeitungsfeuilleton darüber ist besser; Krach und Witze des „Bühnenvölkchens“, das der Spießer gern belauschen möchte, tun es nicht. Besser schon so ein Blick in den Zirkus, der aber nur rasch innerhalb eines Abends „Rund um die Arena“ (Dortmund) getan wurde, zur Illustrierung, nicht als Selbständiges. — Köln hat ganz famose 20-Minuten-Gespräche über Menschentum eingeführt; Hardt leitet sie, was für Güte bürgt.

Wie wohnst Du?

Die behagliche und zweckmäßige Gestaltung unserer Wohn- und Arbeitsräume ist von lebenfördernder Wichtigkeit und Bedeutung. Nicht lediglich eine Geldfrage — Geschmacksfragen sind hier zu lösen.

Frage die »Innen-Dekoration«

jene erfahrene Fach-Kunstzeitschrift, die seit 40 Jahren in ihren reichillustrierten Heften alle Wohnfragen künstlerisch behandelt.

Die »Innen-Dekoration« hat Weltverbreitung!

Auch Sie müssen diese imposanten Darbietungen kennenlernen. **Bestellen Sie das Januarheft 1929** zur Probe zu Mark 3.—, sichern Sie sich das Jahres-Abonnement zum verbilligten Bezugspreise von vierteljährlich Mark 6.—

Für Mark 3.—

erhalten Sie das Januarheft 1929, das Eröffnungsheft des 40. Jahrgangs, mit 70 Bildern und Kunst-Beilagen sowie interessanten Text-Beiträgen.

Verlagsanstalt ALEXANDER KOCH DARMSTADT N 5

Bezug auch durch die Buchhandlungen. Illustrierter Prospekt gratis

BUCHER-QUERSCHNITT

PETER SCHMIDT, Das überwundene Alter. P. List Verlag, Leipzig.

Populär wurden nur die Witze mit der regenerierten Potenz. Damit hat diese erste ausführliche und genaue Arbeit über die regenerierte zu früh geschwundene Arbeits- und Lebenskraft nichts zu tun. Der Einwand, daß, wer durch den Irrsinn der Arbeit sich zu früh erschöpfe, nicht wert sei, daß man ihm zu noch weiteren Jahrzehnten gleicher Vergeudung verhelfe, beträfe ja nur heutige Zufälligkeit. Prinzipiell trifft er nichts. Der zufällige Mißbrauch einer wissenschaftlichen Tatsache spricht nicht gegen diese Tatsache. Der ausgezeichnete Gelehrte hat hier in Schrift und Bildern alles Wissenswerte beigebracht und in vortrefflicher Gesinnung. *F. B.*

ANNETTE v. DROSTE-HÜLSHOFF u. LEVIN SCHÜCKING, Briefe. Fr. Wilh. Grunow Verlag, Leipzig.

Abgesehen von sympathischer Aufhellung der bisher „ungeklärten" Beziehungen zwischen der Dichterin und Levin Schücking, die einseitige Droste-Schwärmer mißdeuten, gewährt dieser von Dr. Reinhold Conrad Muschler trefflich bevorwortete und um viele unbekannte Briefe bereicherte Band überraschenden Einblick in das Schaffen der beiden bedeutenden Menschen und in das Wesen des deutschen Journalismus jener Jahre (1840—1843).

LEVIN SCHÜCKING und LOUISE VON GALL, Briefe. Herausgegeben von Dr. R. C. Muschler mit einer biographischen Einleitung von Dr. Levin Ludwig Schücking. Fr. Wilh. Grunow Verlag, Leipzig.

Nicht nur als Ergänzung obiger Briefe bleibt diese kaum Jahresdauer umfassende Korrespondenz wertvoll — die ungewöhnliche Art, wie zwei junge, begabte und geistreiche Menschen miteinander plaudern, sich erwärmen, erschließen, bis heftiges Zusammengehörigkeitsgefühl sie, ohne daß sie sich je gesehen hätten, zu fester Bindung drängt! Wie aus der schriftlichen Verlobung eine harmonische Ehe erwächst — das ist ein spannender Herzens-Roman der, Unmittelbarkeit eigenen Erlebens widerspiegelnd, Kenner und literarisch weniger interessierte Leser gleichermaßen erfreuen dürfte. *L. Th.*

JAMES BRANCH CABELL, Jürgen. Eine Komödie um die Gerechtigkeit. Insel-Verlag, Leipzig.

Wer erinnert sich nicht der Höhle des Montesino beim Lesen dieser höchst wunderbaren Begebenheiten aus Jürgens, des Pfandleihers Leben? Er paktiert mit dem Teufel, verzaubert reitet er nach rückwärts in den Garten der Legende, hält allen Versuchungen stand und kehrt schließlich zu seinem Ehedrachen zurück . . . Das will fröhlichen Sinnes, ohne viel Tifteln und Kombinieren, genossen werden. Die ausgezeichnete Verdeutschung (Karl Lerbs) erhöht die Wirkung des phantasie- und humorvollen Buches. *L. Th.*

FRANZ BLEI, Lehrbuch der Liebe und der Ehe. Avalun-Verlag, Hellerau.

Nicht etwa ein psychologisches Gegenstück zu van de Velde, nur eine Konversation über alles mögliche, was so in Liebe und Ehe unterlaufen kann. Systemlos scharmant. Aus historischer und aktueller Erfahrung. Ueber 300 Seiten so unterhaltsam dahinzuplaudern, ohne Urteilsgewicht, leicht getragen von der Anekdote, so zu lehren, — wer macht's Franz Blei nach? *F. H. L.*

CONRAD FERDINAND MEYER, Jürg Jenatsch, Angela Borgia. Th. Knauer Nachf., Berlin.

Diese Neuherausgabe der Gesammelten Werke C. F. Meyers zeichnet sich durch besonders sorgfältige Textrevision aus. (Herbert Cysarz und Friedrich Michael.) Druck und Papier sind vorzüglich.

A. FADEJEW, Die Neunzehn. Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin. Roman des Partisanerkrieges der Sowjets in der Mandschurei gegen die von Japanern unterstützten Weißen unter Koltschak. Die Sowjetspartisanen, geführt von einem Trotzki, einem schmächtigen, dem Kriegshandwerk im Grunde fremden, aber geistig überlegenen Juden, in der meist aus Kumpeln bestehenden Mannschaft die charakteristischsten Typen des russischen Volkes. Die Seelenkämpfe überwiegen die realen, der Feigling und die Bestie kämpfen mehr gegen den Feind in sich als gegen den äußeren. Jeder Typ ist in all seinen Handlungen und Regungen bis in die geheimsten Aeußerungen entblößt und erkannt, aber all dies in der saftigen, lebenstrotzenden Buntheit und Aktivität, die fesselt und mitreißt, die die Landschaft und ihre Atmosphäre lebendig mit in das Geschehen aufnimmt und einen Reichtum ausbreitet, der mit der Düsterheit und Hoffnungslosigkeit der Episode versöhnt. Schade, daß der Verlag auch diesmal keinen besseren Uebersetzer mit dieser lohnenden Aufgabe betraut hat; das Auslandsdeutsch verärgert den interessiertesten Leser. *Schi.*

DER POTTLETON BRIDGE CLUB, seine Mitglieder, ihr Spiel und ihre Leichenreden mit einigen Kommentaren. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Verjüngung, Jazz und Bridge sind die drei Characteristica unserer Tage. Da ist es nicht mehr als recht und billig, daß ein so kurzweiliges, schnellförderndes Lehrbuch wie „The Pottleton-Bridge Club" und „Mrs. Pottletons Bridge Parties" von Hugh Tuite (recht lebendig übersetzt von F. v. Reznicek-Ghika) auch deutschen Lesern zugänglich gemacht wird. Allen Bridge-Beflissenen angelegentlich empfohlen. *L. Th.*

VIRGINIA WOOLF, Eine Frau von fünfzig Jahren. (Mrs. Dalloway.) Insel-Verlag, Leipzig.

Wir begleiten diese Mrs. Dalloway von morgens bis Mitternacht durch das verblüffend gut porträtierte Nachkriegs-London. Hätte Joyce Schüler, so wäre Virginia Woolf zu den begabtesten unter ihnen zu zählen! Sie meidet seine Fehler, aber das rasch pulsierende Erfassen alles dessen, was Auge und Ohr wahrnehmen, das Bestreben, erschütterndes Lebensgefühl im Rhythmus kreuz und quer laufender Gedanken zu vermitteln, deutet auf sein Beispiel. *L. Th.*

ALBERT SCHWEITZER, J. S. Bach. Mit einer Vorrede von Charles M. Widor. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Die Neuauflage dieses wundervollen Buches verdient besondere Erwähnung, hat doch sein Verfasser der ungewöhnliche Arzt, Orgelspieler, Theologe, Schriftsteller und Träger des Goethepreises darin gezeigt, wie man ein schwieriges Thema so mustergültig, erschöpfend und zugleich vital behandeln kann, daß auch Laien es zu fassen vermögen. *L. Th.*

HERBERT EULENBERG, Schubert und die Frauen. Avalun-Verlag, Hellerau.

Schubert-Jubiläum ohne Analyse seiner Erotik ist undenkbar! Dieser sorgsam ausgestattete, mit hübschem Bildmaterial geschmückte Band erfüllt taktvoll diese Aufgabe und eignet sich trefflich zum Weihnachtsgeschenk für empfindsame Gemüter. *L. Th.*

HEINRICH HAUSER, Brackwasser. Reclam-Leipzig.

Soweit dieser Roman vom Matrosen Glen und dem Leben an Bord handelt, erfreulich frisch und anschaulich. Auch von bestem Humor, wenn es sich z. B. um die Schilderung eines Löschtages handelt. Leider aber nimmt Glen ein kleines mexikanisches Halbblut-Dirnchen mit nach Hause auf seine Hallig-Insel. Und da wird die Geschichte allzu sehr Brackwasser. *F. H. L.*

RINGELNATZ, Allerdings. Gedichte. Berlin, Ernst Rowohlt.

Ringelnatz, maritimer Strolch von Shakespeares Laune, Nasenbohrer von Gottes Gnaden, ist in diesem Band arriviert; er torkelt, lallt und gluckst nicht mehr, sondern exekutiert in Reim und Vers die deutsche Normal-Syntax. Der kleine, geniale Farbtropfen seines Talents ist (siehe schon die mächtige äußere Aufmachung des Buchs) ins Breite zerflossen; Folge des deutschen, snobbistischen Wettbewerbs im Talententdecken und der bewundernden Gier, mit der sie sich auch auf die kleinsten Tropfen stürzen — ein Meer von Wasser ist ihnen lieber als ein Tropfen Blut. Sie haben jetzt dem armen Ringelnatz zwei vakante Posten angeboten: den eines „deutschen Henry Rousseau" und den eines „deutschen Schwejk" — übermorgen kann von einem solchen Dichter nicht mehr viel da sein. Freuen wir uns, was heute und in diesem Band noch alles da ist!

Anton Kuh.

ISOLDE KURZ, Der Ruf des Pan. Zwei Geschichten von Liebe und Tod. Rainer Wunderlich, Tübingen.

Sie spielen in Italien, diese beiden Geschichten, sind genährt und getränkt von der Glut dieses Landes. Menschen und Gegenden, die uns Isolde Kurz schon oft gezeigt in ihrer gepflegten, schweifenden, etwas lehrhaften Sprache, eingefaßt und unterstrichen durch eine Rahmenhandlung, wie wir sie an ihr kennen. Und immer wieder sind wir gepackt und erschüttert durch die von Aberglauben und Mystik durchwobenen Schicksale schlichter, leidenschaftlicher Menschen, die mit der Natur tief verwachsen sind. Wundervoll ist die Gestalt der „Carlotta", aus einem Guß, von einer Künstlerhand geschaffen. *E. M.*

HANS FLESCH, Die beiden Wege. Merlin-Verlag, Baden-Baden.

Ein merkwürdiges Buch. Flesch haucht allen Dingen, jedem Gegenstand, jedem Baum, jedem Wesen neues Leben ein, findet neue Töne, neue Farben. Eine Straße, einen Strick, ein Kinderzimmer, eine Turnstunde, das ganz Alltägliche um uns herum auf diese lyrisch-epische Art zu sehen, wird besinnlichen und verträumten Menschen Freude machen. *E. M.*

FRIEDRICH GRIESE, Die Flucht. Bruno Cassirer Verlag, Berlin.

Drückende Schwere lastet hier, grau in grau sind die Farben. Ein rauhes Klima, harte Arbeit und Weltabgeschiedenheit hat diese Menschen aus dem Noortal, die hier geschildert werden, so herbe werden lassen. Kampf zwischen Vater und Sohn, um der Mutter willen, die der Vater betrogen hat. Dieser Mann, Christian Varg, steht im Mittelpunkt des Geschehens, ein Schwächling und uns doch menschlich sehr nahe. Ein aufrichtiges, wertvolles Buch, aber bedrückend, und es gehört fast Mut dazu, sich durchzulesen. *E. M.*

DAVID HERBERT LAWRENCE, Die Frau, die davonritt. Insel-Verlag, Leipzig.

In diesen sechs Variationen über das unerschöpfliche Thema Erotik schildert Lawrence mit gewohnter Spannkraft und erstaunlichem Einfühlungsvermögen die zwiespältigen Seltsamkeiten weiblicher Psyche. Besonders virtuos gelingt ihm das in der Kriegsnovelle „Der Fuchs", während die mystische Titelerzählung durch exotisches Landschaftskolorit imponiert und fesselt. *L. Th.*

CLARA und WILLIAM STERN, Die Kindersprache. (Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes. I.) Joh. Ambr. Barth, Leipzig, 1928.

Nach einer sorgfältigen und vollständigen Materialsammlung an den eigenen Kindern des Ehepaares Stern bringt das Buch eine eingehende Psychologie der Kindersprache, die dann methodisch philologisiert wird. *D.*

MUSIKALIEN-QUERSCHNITT

Unsterbliche Walzer für Klavier zu 2 Händen. 2 Bände. Edition Schott, Mainz. Man darf wieder walzen! Um so willkommener diese scharmante Galerie erlesener Walzerschönheit. „Unsterbliches" Kulturdokument — auch für Nichttänzer . . .

Schuberts Klavier-Werke. Sieben Bände. Herausgegeben von Max Pauer. Breitkopf & Härtel, Leipzig.
Wer sich in Schuberts Melodienflut zu versenken liebt, wird mit Genuß diese treffliche Ausgabe benutzen, die Urtext und Neubezeichnungen angenehm verdeutlicht.

FRITZ AXENFELD, Kindersang. 75 beliebte Kinderlieder. Buchschmuck von M. Grengg. Verlag Friedr. Hofmeister, Leipzig.
Diese ganz entzückende Sammlung alter Volks- und Kinderlieder mit leicht spielbarer Klavier-Begleitung und echt kindlich-bunten Bildern verdient besondere Anerkennung.

Das neue Klavierbuch. Eine Sammlung von Klavierstücken zeitgenössischer Komponisten. Herausgegeben von H. Autenrieth-Schleußner, Band 1 (leicht), Band 2 (mittel). Schott's Söhne, Mainz.
Aufschlußreicher und amüsanter Querschnitt durch ältere und jüngere Heroen der Dissonanz sozusagen. Moderne „Kinderszenen" für große Leute . . .

L. Th.

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Divertimento Nr. 8, F-dur und *Nr. 14, B-dur (Mozart). Leipziger Gewandhaus-Bläser-Quintett. Grammophon 95 166/67.* — Diese an Einfällen und Klangkombinationen unerschöpflichen *Divertimenti* im wahrsten Sinne des Wortes können nicht besser geblasen werden.

„Susann', du hast ja fast gar nichts mehr an . . ." und *„Gehst du mit nach Honolulu?" Die Abels mit Klavier. Homocord 4—2805.* — Beileibe keine Imitation überseeischer Quartettisten, sondern — zwar deutsche, aber — in ihrer Art vollkommene Gesangshumoristen.

Chopin-Etuden op. 10, Nr. 1, 2, 3, 7. Klavier: Wilhelm Backhaus. Electrola D. B. 1132. — Als Beweis für die Unverwüstlichkeit dieser Stücke willkommen.

Trompeter von Säkkingen („Behüt' dich Gott . . .") und *„Hab' ich nur deine Liebe" aus „Bocaccio" (Suppé). Trompeten-Solo Karl Neumann mit Orchester. Grammophon 21 715.* — Seidige dolcezza, virtuoser Glanz, ppp. Echo.

„O Mädchen, Mädchen, wie lieb' ich dich" aus „Friederike" (Lehár). Tenor: Hans H. Bollmann mit Orchester. Dirig. Dr. F. Günther. Homocord 4—8915. — Was würde Goethe zu dieser — übrigens hübsch gesungenen — Seesenheimer Nationalhymne sagen??

Chloe (Moret) und *„My Ohio Home" (Donaldson). The Singing Sophomores. Male-Quintett with Piano. Columbia 4866.* — Dramatisch zugespitzte Balladen mit allen Vorzügen des angenehmen Quintetts.

Saxema und Marilyn-Walzer (Wiedoeft). Saxophon: Rudy Wiedoeft mit Klavier. Electrola E. G. 905. — Wirksames Ausruh- und Ablenkungsmittel.

Impromptu B-dur op. 142, Nr. 3 (Schubert). Gespielt von Walter Gieseking. Homocord 1—8605. — Schmeichelnd schwunghaft, äußerst klavieristische Wiedergabe des gemütvollen Tema con variazioni.

Altbayerischer Schuhplattler (Walzer) sowie *„Fröhliche Stunden". Concertina-Virtuose: Arno Seifert. Electrola E. G. 841.* — Kein Dorf, keine Lustbarkeit in Bayern ohne diesen komisch-hypochondrischen Dreher! Fabelhaft gehandhabt.

5. Brandenburgisches Konzert (Bach) für Cembalo (Alice Ehlers), Violine und Flöte. — Reizender Prestosatz, stets durchsichtiges Tongewimmel.

„Lobe den Herren" und *„Ein' feste Burg", gesungen vom Staats- und Domchor unter Prof. Rüdel. Odeon 6652.* — Gutes Material, klare Intonation, echt preußisch-protestantische Herbheit.

„Lettische Chöre", von Cooper dirigiert: Mussorgskis Boris Godunoff. Parlophon 9294. — Aeußerst bilderreiche, originelle Musik. Cooper's (Kuper's) Chöre haben wir noch in bester Erinnerung! Erstklassige Platte.

„Zigeunerchor" aus „Troubadour" (Verdi) und *„Soldatenchor" aus „Margarete" (Gounod). Chor der Mailänder Scala mit Orchester, italienisch. Fonotipia 0-3900.* — Wie verschieden phrasieren Germanen und Lateiner! Aufschlußreiche Platte für Amateure und Experten.

Orchester.

„Idomeneo"-Ouvertüre (Mozart). Philharmonisches Orchester. Dirig. Erich Kleiber. Grammophon 66729/30. — Warum hören wir nicht mehr von dieser herrlichen Musik, z. B. die für den Konzertsaal zusammengestellte „Idomeneo-Suite" (Busoni)? — Rückseite: *Deutsche Tänze (Mozart),* neue Folge.

The „Clock" Symphony (Haydn). Hallé Orchestra, conducted by Hamilton Harty. Columbia L. 2088/89. — Allerliebste Tonmalerei mit dem berühmten Uhren-Schlag. Gut geratene Reproduktion.

Slawische Tänze Nr. 3 op. 46. (Dvorak.) Staatsopernorchester. Dirig. Leo Blech. Electrola E. J. 290. — Wenig gespielte, rhythmisch und melodisch gleich interessante Bohemia. Vorzügliche Platte.

Römischer Karneval (Berlioz). Orchestre Colonne. Dirig. Gabriel Pierné. Odeon 8728/29. — Echte „Phantasiestücke", Hoffmanneske Atmosphäre, brillante Orchesterleistung — obzwar Gefühl und Klangschönheit etwas zu kurz kommen . .

Oberon Ouvertüre (C. M. v. Weber). Philharmonisches Orchester. Dirig. Hans Pfitzner. Grammophon 95 091. — Vorbildliche Interpretation, inspiriertes Orchester — entzückende Platte!

Es-dur-Symphonie (Mozart). Staatsopern-Orchester. Dirig. Erich Kleiber. Electrola E. J. 199 bis 201. — Keine „Rokoko-Symphonie", sondern vorweggenommener Beethoven. Labsal für Ohr und Herz.

Tanzplatten.

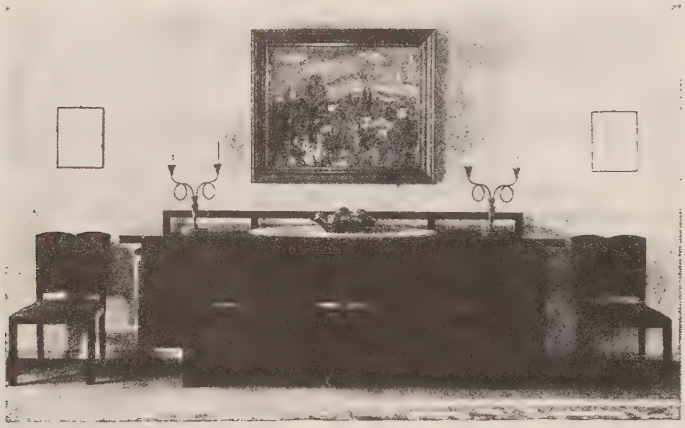
Fascination Vamp (Nußbaum). Fred Bird's Salon-Jazzband. Homocord 4—2868. — Vampen Sie schon? Fred Bird serviert diese kleine Novität verbindlich und brillant. — Rückseite: Wings. (Zamecnik) Trot.

Tarde Gris y Cumparsita (Martini—Mattos). Original Tango Orquesta Ed. S. Person. Homocord 4—2869. — Ganz besonders hübsch interpretiert. Gute Platte.

The Waltz of Love (Koehler-Verges). Johnny Hamp's Kentucky Serenadere. Elektrola E. G. 927. — Angenehm ungesüßter Waltz. — Rückseite: Sei glücklich! Trot. Eddie Harkness-Orch. *Th.*

GALERIE **ZBOROWSKI**
PARIS 26, RUE DE SEINE

CHARBONNIER / THERESE DEBAINS / DERAIN /
EBICHE / PIERRE FARREY / OTHON FRIESZ
FORNARI / FAUTRIER / HABER / KISLING /
MODIGLIANI / RICHARD / SOUTINE / UTRILLO



ENTWURF PROFESSOR BRUNO PAUL

VEREINIGTE ZOOWERKSTÄTTEN
BERLIN BUDAPESTER STR. 14

PREISWERTE QUALITÄTSMÖBEL
ENTWÜRFE ERSTER ARCHITEKTEN
ZIMMER VON MK 800 AN

Gegenüber dem
„Bœuf sur le Toit"
YVANGOT
PARIS 29, RUE DE PENTHIEVRE

CHAGALL / DUFY / DE SEGONZAC
KOLLE / LA SERNA / MODIGLIANI
PICASSO / SERAPHINE / VIVIN ETC.

QUERSCHNITT
ABONNENTEN

erhalten gymnastisches Körpertraining zu Sonderbedingungen. Unterricht in kleinen Gruppen und einzeln. Künstler-Kurse, Herren-Kurse
Sandra Lucius Schule
Berlin W 30, Bamberger Straße 43. Lützow 9521

Kunst-Auktions-Haus
LEO
GRÜNPETER
jetzt
Budapester Straße 4
Berlin W 10

Versteigerung
von
ganzen Sammlungen
und Einzelstücken

Taxen kostenlos

Studien-Ateliers
FÜR MALEREI UND PLASTIK

28. Schuljahr
Lehrkräfte: Josef Bató, Robert Erdmann, Eugen Spiro (Zeichnen und Malen), Moritz Pathé (Tierklasse), Professor Otto Arpke, (Plakat, Mode, Schrift), Paul Könitzer (Perspektive). Nachm.-Klasse u. Abendakt ohne Korrektur
Aufnahme jederzeit. - Näheres im Büro

CHARLOTTENBURG
Kantstr. 159. Fernspr. Bismarck 3719

Haustrinkkuren
mit dem
rein natürlichen wohlschmeckenden
Emser Kränchen
(etwa 30 Flaschen)

Seit Jahrhunderten empfohlen
von berühmten Ärzten – Dryander (1535), Etschenreuther (1571), Weigelius (1627), Horst (1659), Jüngkens (1703), Wolfart (1716) u. a. m. –

bei Katarrhen, Husten, Heiserkeit und Verschleimung, Asthma, Grippe, Grippefolgen, bei Magensäure (Sodbrennen), Zucker und harnsaurer Diathese

Staatliche Bade- und Brunnendirektion Bad Ems

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Kunste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Winter-Trimesters am 2. Januar. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

Jetzt ist die rechte Zeit

um die gutgelungenen Aufnahmen des Vorjahres, falls es noch nicht geschehen sein sollte, dem

Wübben ALBUM GMBH

Wübben-Album

Wübben ALBUM GMBH

einzuverleiben. So werden Ihre Bilder, vor Beschädigungen geschützt, Ihnen und auch kommenden Generationen wieder und wieder Freude bereiten. Der säurefreie Karton läßt Ihre Bilder nicht verblassen. Zu beziehen durch die Photohandlgn.

Im letzten Dezemberheft des Querschnitt haben Sie den amüsanten Artikel: „Flip, Die Ansbacher Spruchteller" gelesen

Bestellen Sie sofort: **Die Ansbacher Fayence-Fabriken**

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Keramik
von DR. ADOLF BAYER 1710-1839

Mit 211 Abbildungen und Markentafeln. Leinen M 15.—

VERLAG C. BRÜGEL & SOHN A. G. / ANSBACH (BAYERN)

Mitteldeutsche Rundfunk A.-G. in Leipzig

Die Gesellschaft beabsichtigt, in den Vorstand ein Mitglied zu berufen, dem die Durchführung der gesamten musikalischen und literarischen Aufgaben der Gesellschaft unterstehen soll. In Frage kommen nur Persönlichkeiten, die umfassendes und tiefes fachmännisches Können besitzen und gleichzeitig befähigt sind, das ihnen unterstellte Gebiet nach innen und außen organisatorisch zu leiten und repräsentativ zu vertreten. Baldiger Eintritt ist erwünscht. Bewerbungen werden zunächst nur schriftlich an den Unterzeichneten erbeten.

DR. HANS OTTO
Vorsitzender des Aufsichtsrates
Leipzig C 1, Hainstraße 16

Technikum
STRELITZ i. M.

Hoch- und Tiefbau, Betonbau, Eisenbau, Flugzeugbau, Maschinenbau, Autobau, Heizung u. Elektrotechnik. Eig. Kasino. Semesterbeginn April u. Okt. Progr. frei.

ERSTE PRESSEURTEILE

über

ARNOLD ULITZ

Der Schatzwächter

„Nicht eine Novelle, die man missen möchte! Ich kenne keinen Dichter, der etwas so zwingendes hätte wie er, bei dem man so stark unter dem Eindruck des gelebten Ereignisses stünde, so fern von papierner Konstruktion." (Breslauer Zeitung.) Preis 4 Mark, in Leinen 5,50 Mark.

ERNST WEISS

Dämonenzug

„Diese Geschichten haben die gleiche visionäre Kraft, die gleiche Leidenschaft und Bluthitze, wie Weiß's Romane! Er hat wirklich den Tiefblick in den Bereich untergründiger Mächte." (Kölnische Zeitung.) Preis 4 Mark, in Leinen 5.50 Mark

WALTHER V. HOLLANDER

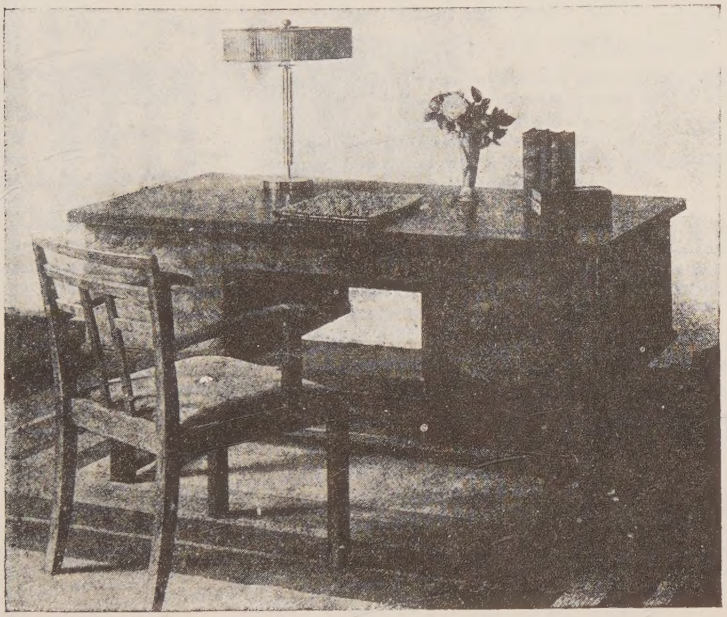
Schicksale gebündelt

„Geschichten, die, ohne ein Tendenzwort zu enthalten, durch die Kraft der Schilderung und die psychologische Herausarbeitung der Charaktere, durch sich selbst sprechen." (Basler Nachrichten.) Preis 3 Mark, in Leinen 4.50 Mark

VERLAG ULLSTEIN

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A·G·

HELLERAU / DRESDEN / BERLIN / MÜNCHEN



SCHREIBTISCH
DES HERREN-
ZIMMERS
NR. 223
NUSSBAUM
MIT MARKASSA
MATTIERT
INNEN EICHE
ENTWURF
KARL BERTSCH
PREIS DES VOLL-
STÄNDIGEN
ZIMMERS 1943,-

MÖBEL UND STOFFE

NACH ENTWÜRFEN ERSTER KÜNSTLER

AUSSTELLUNGEN UND VERKAUFSSTELLEN:

	BERLIN · W 9 ·	KÖNIGGRÄTZERSTRASSE · 22
	BERLIN · W 15 ·	KURFÜRSTENDAMM · 38
	DRESDEN-A ·	PRAGER STRASSE · 11
B	MÜNCHEN ·	WITTELSBACHER PLATZ · 1

MAN VERLANGE GEGEN EINSENDUNG VON RM. 2,- HAUSGERÄTPREISBUCH A 3

EDITIONS DES QUATRE CHEMINS

18, RUE GODOT-DE-MAUROY — PARIS (IXe)

Téléphone : Richelieu 99-50

COLLECTION DE L'ART CONTEMPORAIN

Vient de paraitre:

MARIE LAURENCIN

avec une préface par

MARCEL JOUHANDEAU

Un volume in-4° carré avec cinq fac-similé en couleurs et trente-deux planches en noir, tiré à 1100 exemplaires numérotés, dont : 100 ex. de luxe sur divers papiers avec une eau-forte originale. 1000 ex. sur Lafuma à .. .. **175 fr.**

Déjà paru dans la même collection :

HENRI MATISSE

64 dessins inédits, reproduits en fac-similé. Un beau volume in-4° carré. Texte de

WALDEMAR GEORGE

Tirage sur Arches à 100 ex. num. *avec eau-forte originale* .. .. **400 fr.**
Tirage sur vélin Lafuma. à 1000 ex. .. .. **175 fr.**

MODIGLIANI

SA VIE ET SON OEUVRE

Un beau volume in-4°, accompagné de 50 planches. Texte d' ANDRÉ SALMON

Tirage sur Hollande à 25 ex. num. *avec un dessin original* .. .. *Epuisé*
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. .. .. **175 fr.**

PICASSO

64 dessins inédits, reproduits en fac-similé. Un beau volume in-4° carré. Texte de

WALDEMAR GEORGE

Tirage sur Arches à 100 ex. num. *avec lithographie originale* .. .. *Epuisé*
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. .. .. **175 fr.**

GEORGES ROUAULT

L'HOMME ET L'OEUVRE

Un beau volume in-4° accompagné de 40 planches. Texte de CHARENSOL

100 ex. num. sur Arches, *avec lithographie originale* .. .. **400 fr.**
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. .. .. **175 fr.**

HENRI ROUSSEAU

"LE DOUANIER"

Un beau volume in-4° accompagné de 40 planches. Texte de PHILIPPE SOUPAULT

Tirage de luxe sur Hollande Van Gelder, à 25 ex. num. *avec une page manuscrite de Ph. Soupault* **300 fr.**
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. .. .. **150 fr.**

JOSEPH DELTEIL

ALLO! PARIS!

Vingt lithographies originales de ROBERT DELAUNAY

25 ex. sur Hollande Van Gelder, *avec suite sur Chine, Epuisé.* 300 ex. sur vélin d'Arches **400 fr.**

CHARLES BAUDELAIRE

PETITS POEMES EN PROSE

Ornés de *dix eaux-fortes de MARCEL GROMAIRE*

10 ex. sur Hollande Van Gelder, *avec suite et trois variantes sur Montval à la cuve* *Epuisé*
25 exemplaires sur Hollande Van Gelder, *avec suite, Epuisé.* 300 ex. sur vélin d'Arches **400 fr.**